

Das Werk



Lichtbild: Gelsenkirchener Bergwerks-AG. / Karlosta.

Architekt: Fritz Schupp.

Schachthalle und Förderthurm
einer neuzeitlichen Schachtauflage im Ruhrgebiet.

(Vgl. hierzu den Aufsatz: „Wirtschaftsausschwung und technischer Fortschritt
im Spiegel der Bauzeit eines neuen Steinkohlenbergwerks“.)

Monatschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XX. Jahrg.

Düsseldorf



Jan./Febr. 1940

Heft 1/2

Das Werk

XX. Jahrg.

Düsseldorf, Januar/Februar 1940

Heft 1/2

Die Deutschen sind ein friedfertiges Volk, aber sie sind überzeugt von dem Recht, als Deutsche leben zu dürfen, und überzeugt davon, eine Mission zu haben.

Hindert man sie, als Deutsche zu leben, hindert man sie, ihrer Mission nachzugehen, so haben sie die Befugnis, Gewalt zu brauchen, wie ein Hausherr die Befugnis hat, wenn er vor seinem Hause das Gedeihen seiner Familie störende Elemente findet, diese Elemente in die Ferne zu befördern . . .

Wenn unsere Feinde uns zwingen, im Harnisch an der Sonne zu stehen, während wir in der wollenen Jacke hinter dem Pflug schreiten oder in der Werkstatt arbeiten wollen, . . . so werden wir darauf denken, uns selbst zu helfen, aber dann so gründlich, daß es auf lange vorhält: denn Kriege sind durchaus nicht in unserem Geschmack, aber ein Krieg, der ordentlich geführt wird, macht den zweiten, dritten und vierten unnötig.

So sei es!

Paul de Lagarde (1827-1891).

Von der Aufgabe des Architekten und vom Wesen der Architektur.

Der Architekt ist nicht im gleichen Maße ein freier Gestalter wie der Maler oder der Bildhauer. Er ist weniger der Schöpfer der Formen, in denen er baut, als ihr Ordner und Verwalter. Denn Bauformen sind nicht das Werk eines einzelnen, sondern das Ergebnis tausendfach bewährter Erfahrungen und der Empfindung vieler Generationen. Nur in engen Grenzen ist das Formensystem, das wir „Stil“ nennen, biegsam. Dieser Spielraum aber, der dem künstlerischen Talente in der Architektur bleibt, ist der entscheidende; in ihm hat sich die Formkraft der Persönlichkeit zu bewähren. Der schöpferische Eigenwille des Architekten ist auch in anderer Hinsicht beschränkt. Der Architekt kann sich nicht selbst die Aufgaben stellen. Er bedarf des Auftrages, und jeder Auftrag ist mit praktischen und ideellen Forderungen verknüpft, die die künstlerische Freiheit beschränken. Alles Bauen steht unter dem Zwang von Bedingungen des Bedürfnisses, der Konstruktion und des Materials, der Formtradition und des handwerklich-technischen Vermögens der Zeit, von Bedingungen auch, die sich aus der Berücksichtigung eines älteren Baubestandes ergeben. So tritt die Persönlichkeit des Architekten in seinem Werk minder deutlich in Erscheinung als die des Bildners, und auch seine Gedanken sind stärker auf außer-künstlerische Dinge sozialer, wirtschaftlicher, technischer, wissenschaftlicher und allgemein organisatorischer Natur gerichtet und von ihnen bestimmt. Der Architekt teilt den Ruhm mit seinem Bauherrn, mit Zeit, Gesellschaft und Nation, in deren Auftrag er schafft. Denn seine Kunst ist die öffentlichste, sozialste, die am meisten an Bedürfnisse gebundene unter allen Künsten.

Ernst Eckstein

Aus dem Vorwort des Herausgebers zu seinem Buch
„Künstler über Kunst“.

Der neue Stil muß nicht aus einer früheren, sondern aus der gegenwärtigen Beschaffenheit der natürlichen Bildungselemente hervorgehen: also erstens aus unserem gewöhnlichen Baumaterial, zweitens aus dem heutigen Standpunkte der techno-statischen Erfahrung, drittens aus der Art von Beschützung, welche die Gebäude in unserem Klima, vielleicht auch zum Teil in der Kultur begründet sind.

Der neue Stil wird mit aller Bestimmtheit die verschiedenartigsten Aufgaben immer auf dem nächsten Wege zu lösen vermögen . . . er wird sich frei in der Gegenwart bewegen und jeder billigen Anforderung ohne Scheu entsprechen. Der Architekt wird sich dabei nicht mehr so verlassen sehen als bei den beschränkten Mitteln der griechischen Architektur . . . Die Gebäude werden nicht mehr einen historisch-konventionellen Charakter erhalten, so daß dem Gefühle zuvor archäologischer Unterricht erteilt werden muß, sondern sie werden einen wahren natürlichen Charakter erhalten, wobei der Laie dasselbe fühlt wie der unterrichtete Künstler (1826).

Heinrich Hübsch (1795—1863)
Süddeutscher Baumeister.

Man bezeichnet sehr richtig die alten Monumente als die fossilen Gehäuse ausgestorbener Gesellschaftsorganismen, aber diese sind letzteren, wie sie lebten, nicht wie Schneckenhäuser auf dem Rücken gewachsen, noch sind sie nach einem blinden Naturprozeß wie Korallenriffe aufgeschossen, sondern freie Gebilde des Menschen, der dazu Verstand, Naturbeobachtung, Genie, Willen, Wissen und Macht in Bewegung setzte.

Daher kommt der freie Wille des schöpferischen Menschengesistes als wichtigster Faktor bei der Frage des Entstehens der Bauweise in erster Linie in Betracht, der freilich bei seinem

Schaffen sich innerhalb gewisser höherer Gesetze des Überlieferten, des Erforderlichen und der Notwendigkeit bewegen muß, aber sich diese durch freie objektive Auffassung und Bewertung aneignet und gleichsam dienstbar macht . . .

Wo aber immer ein neuer Kulturgedanke Boden faßte und als solcher in das allgemeine Bewußtsein aufgenommen wurde, dort fand er die Baukunst in seinem Dienste, um den monumentalen Ausdruck dafür zu bestimmen. Ihr mächtiger zivilisatorischer Einfluß wurde stets erkannt und ihren Werken mit bewußtem Willen derjenige Stempel aufgedrückt, der sie zu Symbolen der herrschenden religiösen, sozialen und politischen Systeme erhob . . .

Gottfried Semper (1803—1879)

Bekannter Baumeister der zweiten Jahrhunderthälfte. Bauten u. a.: Gemäldegalerie und Opernhaus Dresden, Hofmuseum und Burgtheater in Wien.

Immer ist es ein konstruktiver Grund, der die Formen beeinflusst, und es kann daher mit Sicherheit gefolgert werden, daß neue Konstruktionen auch neue Formen gebären müssen.

Unsere Epoche hat wie keine frühere die größte Anzahl solcher Konstruktionen (man bedenke nur den Erfolg des Eisens) hervorgebracht. Was kann also logischer sein als zu behaupten: Wenn der Kunst so vieles und völlig Neues an Konstruktionen zugeführt wird, muß daraus unbedingt eine neue Formgebung und allmählich ein neuer Stil entstehen.

Immer geht die Konstruktion voran, denn ohne sie kann keine Kunstform entstehen, und die Aufgabe der Kunst, Bestehendes zu idealisieren, ist ohne Bestehen des Objektes unmöglich . . .

Der Architekt hat immer aus der Konstruktion die Kunstform zu entwickeln.

Der Urgedanke jeder Konstruktion ist aber nicht in der rechnungsmäßigen Entwicklung, der statischen Berechnung zu suchen, sondern in einer gewissen natürlichen Findigkeit, er ist etwas Erfundenes. Von dieser letzteren Seite aber greift die Konstruktion in das Gebiet der Kunst, das heißt, der Baukünstler wird jene Konstruktion wählen, bestimmen, vervollkommen oder erfinden, welche sich am natürlichsten in das von ihm zu schaffende Bild einzufügen instande ist und sich am besten zur verwendenden Kunstform eignet.

Die zur Verfügung stehenden Mittel und der Zweck des entstehenden Objektes werden stets ein Schwanken zwischen den Grenzen reiner Zweckmäßigkeit und künstlerischer Durchführung veranlassen; ihre richtige Abwägung wird den Einfluß des Künstlers oder Ingenieurs regeln.

Kunstformen, bei denen die Herstellungszeit nicht dem Effekte oder dem Herstellungsmaterial entspricht, haben immer etwas Lügenhaftes oder Bequältes.

Ein striktes: „Wie sollen wir bauen?“ kann wohl nicht beantwortet werden; unser Gefühl muß uns aber heute schon sagen, daß die antikisierende Horizontallinie, die tafelförmige Durchbildung, die größte Einfachheit und ein energisches Vortreten von Konstruktion und Material bei der künftigen fortgebildeten und neuerstandenen Kunstform stark dominieren werden; es ist dies durch die moderne Technik und die uns zu Gebote stehenden Mittel bedingt.

Otto Wagner (1841—1918)

Bedeutendster Wiener Architekt um die Jahrhundertwende.

Aus „Künstler über Kunst“. Briefe, Berichte, Aufzeichnungen deutscher Maler, Bildhauer, Architekten. Ein Bekenntnisbuch deutschen Künstlertums, herausgegeben von Ernst Eckstein. Verlag Wilhelm Langewiesche-Brandt.



Lichtbilder: Gelsenkirchener Bergwerks-A.G. / Karkořka - Berwart (5).

„Das Fördergerüst ist der betriebliche, bildmäÙige und daher auch architektonische Mittelpunkt einer Schachanlage. Es ist das Wahrzeichen der Zeche, das nicht nur der Anlage selbst, sondern der ganzen Landschaft sein Gepräge aufdrückt.“

Wirtschaftsauffschwung und technischer Fortschritt im Spiegel der Bauzeit eines neuen Steinkohlenbergwerks.

Von Bergassessor Helmut Kranefuß.

„Es erfordert die erste Regel des Schönen in der Baukunst: daß ein jedes Bauwerk so beschaffen ist, daß es durch die dem Zweck entsprechende einfachste Form konstruiert wurde. Ein Gebäude, das äußerlich eine andere Form bezeichnet, als der innere Raum seiner Bestimmung nach hat, verführt den Beschauer, das ganze Werk für etwas anderes zu halten, als es ist, das heißt: das Äußere erhält einen falschen Charakter.“

Louis Catel
(Berliner Baumeister um 1800).

Jrgendwo im Nordosten des Ruhrgebiets erhebt sich im Grubenfeld einer der ältesten westfälischen Zechen die Tagesanlage des jüngsten Steinkohlenbergwerks der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. Wiesen und Kornfelder umgeben die neue Anlage und erinnern daran, daß auch der Baugrund des großen Werkes vor seinem Erwerb durch die Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. geschlechterlang eingesehnen westfälischen Bauern gehörte.

Dieser mit dem Vordringen des Bergbaus verbundene Übergang bäuerlichen Besitzes in industrielle Hände ist eine harte Not-

wendigkeit, aber nichts Ungewöhnliches. Bemerkenswert allein ist die Tatsache, daß sich dieser Übergang erst in allerjüngster Zeit vollzogen hat; denn dort, wo heute die großen Zechengebäude stehen, wo schon über ein Jahr lang gefördert wird, wurden noch im Jahre 1934 das Gras und das Korn geschnitten. Anfang August 1934 wurde mit dem Abteufen beider Schächte begonnen, und in der zweiten Februarwoche 1938 erreichte die Anlage erstmalig die planmäßige Tagesförderung. Die Schachanlage ist also nicht nur ein ganz neues und darum neuzeitliches Bergwerk, sie hat mit einer Bauperiode von dreieinhalb Jahren auch die kürzeste Entstehungszeit eines Werkes ihrer Art. Wenn heute über Rekorde und Fortschritte der Technik berichtet wird, dann darf die neue Schachanlage und ihre in der Geschichte des Steinkohlenbergbaus bisher einzig dastehende Rekordbauzeit nicht unerwähnt bleiben.

Im Juni 1934 gaben Aufsichtsrat und Vorstand der Gelsenkirchener Bergwerks-A.-G. den Befehl zum Baubeginn, und mit dem Tempo des gerade einsetzenden nationalsozialistischen Wirtschaftsauffschwungs wurde das Werk begonnen. Das „Sangeet an!“ des Führers war richtig verstanden worden.



Lichtbild: E. Deilmann.

„Zwei Jahre lang bot die Baustelle das charakteristische Bild einer Abteufanlage mit den dunklen Holzpyramiden der Abteuftürme . . .“

Die Abteufzeit.

Am 1. August 1934 nahm die Abteuffirma E. Deilmann die Arbeiten auf. Bereits im April 1935, nach knapp neun Monaten, erreichten der 7,30 m lichte Förderschacht und einen Monat darauf der 5 m lichte Wetterschacht bei rund 270 m Teufe das Steinkohlengebirge. Mai-Juni 1936 waren beide Schächte bis zu ihren Endteufen von 766 und 605 m niedergebracht. Aber diese Zahlen sagen dem Nichtbergmann nichts, wenn sie ihm nicht durch Vergleiche nähergebracht werden: Mit dem Abteufen des ersten Schachtes einer benachbarten Anlage wurde im Juni 1873 begonnen. Die Abteufarbeiten mußten von 1876 bis 1883 und von 1884 bis 1891 wegen Ersaufens des Schachtes eingestellt werden; 1894 wurde der Schacht wegen abermaligen Wassereintruchs als verloren betrachtet und aufgegeben. Er wurde erst im Jahre 1911 wieder gesümpft und erreichte Ende 1912 seine jetzige Teufe von 450 m. Das Steinkohlengebirge wurde mit einem zweiten im Oktober 1888 angefahren Schacht im Mai 1891, die vorläufige Teufe von 450 m im Mai 1894 erreicht. Das Abteufen eines dritten Schachtes dauerte von August 1894 bis zum Juni 1899. Erst nach seiner Fertigstellung konnte die Förderung aufgenommen werden.

Während also am Ende des vorigen Jahrhunderts von den niedergebrachten Schächten einer das Steinkohlengebirge überhaupt nicht und der zweite erst 18 Jahre nach dem Beginn der ersten Abteufarbeiten erreichen konnte, benötigten die im Jahre 1934/35 gleichzeitig niedergebrachten Schächte der

neuen Anlage hierzu nur neun bzw. zehn Monate. Das Abteufen auf 440 m Teufe, das um die Jahrhundertwende — längere Unterbrechungen nicht gerechnet — $5\frac{1}{2}$ Jahre dauerte, nahm jetzt bei wesentlich größeren Schachtdurchmessern nur etwa ein Jahr in Anspruch.

Zwei Jahre lang bot die Baustelle das charakteristische Bild einer Abteufanlage mit den dunklen Holzpyramiden der Abteuftürme, ein Bild, das während der Entwicklung des Ruhrbezirks in der Vorkriegszeit, als die Zechen noch wie Pilze aus der Erde schossen, ganz alltäglich war, das nun aber nach der schweren Krisenzeit der Nachkriegsjahre, die 125 Zechen zur Stilllegung zwang, als glückliches Zeichen des auch im Ruhrbergbau wiedereinsenkenden Wirtschaftsaufschwungs gewertet werden durfte.

Sämtliche Gebäude einer Abteufanlage werden nur für die Dauer des Abteufens der Schächte errichtet. Sie nehmen die Kraftanlagen oder, wenn wie beim Abteufen der Schächte nicht mit Dampfkraft, sondern nur mit elektrischer Energie gearbeitet wird, die Umspann- und Schalteinrichtungen auf. In ihnen sind die Kompressoranlage zur Erzeugung der Druckluft für die Bohrhämmer, die elektrischen Abteuffördermaschinen und der notwendigste Werkstatt- und Lagerraum untergebracht; sie enthalten auch die Brause- und Baderäume, die sogenannte Raue, und einige Büroräume. All diese Gebäude und Einrichtungen sind lange wieder verschwunden. Sie haben den endgültigen Tagesanlagen Platz gemacht.



„Es entstand ein industrielles Kunstwerk der Sachlichkeit und Strenge, eine durch ihre schlichte Linienführung und die Gewalt ihrer Ausmaße imponierende Architektur . . .“

Die neuen Bauten.

Es ist selbstverständlich, daß der Bauzeit eine sorgfältige Planung vorausgegangen war. In der Grundanordnung der wichtigsten Gebäude ziner Zechenanlage spiegeln sich zwei Bewegungsvorgänge wider: der Weg der Kohle vom Schacht zum Eisenbahnanschluß und der Weg des Bergmannes vom Eingang der Anlage zum Schacht, der ihn zur täglichen Arbeit in die Tiefe bringt.

Der Weg der Kohle muß sich in fast allen Fällen nach den Verhältnissen im untertägigen Grubenbetrieb richten. Im vorliegenden Falle war ihm die Ost-West-Richtung gewiesen. Der ausgedehnte Zechenbahnhof konnte dadurch, quer überbaut durch die große Schachthalle, in der zweckmäßigsten Weise Gleis an Gleis in nord-südlicher Richtung entwickelt werden. An der östlichen Kopfseite der Schachthalle fand das Fördermaschinengebäude seinen Platz und steht dort außerhalb des Bahnhofs frei vor der beengenden Nähe der Gleise an der einzig gegebenen Stelle.

Es traf sich besonders glücklich, daß diese betrieblich gegebene und daher organische Anordnung der wichtigsten Bauten der Lagesanlage eine vollendete Grundlage bot für das Schaffen des mit dem Entwurf des neuen Werkes beauftragten Architekten Schupp (Essen), der dem Ruhrbergbau schon damals durch die von ihm gestaltete Großanlage Zollverein 12 kein Unbekannter mehr war. Ja gerade, weil das Schöne und das Zweckmäßige so oft zusammengehen, entstand hier ein industrielles Kunstwerk der

Sachlichkeit und Strenge, eine durch ihre schlichte Linienführung und die Gewalt ihrer Ausmaße imponierende Architektur der durch die Aufgaben und Erfordernisse des Bergwerksbetriebes bedingten Großbauten und Eisenkonstruktionen der Technik.

Das Fördergerüst ist der betriebliche, bildmäßige und daher auch architektonische Mittelpunkt der Tagesanlagen. Es ist das Wahrzeichen einer Zeche und drückt nicht nur der Anlage selbst, sondern der ganzen Landschaft sein Gepräge auf. Auf seine Form und Ausführung legt daher der Architekt mit Recht besonderen Wert. Wichtig steigen die beiden starken vollwandigen Strebepfeiler aus der Schachthalle empor, tragen in 50 m Höhe den mächtigen, oben nach den Seiten ausladenden, quadratischen Kopf mit den vier nebeneinander liegenden Seilscheiben, vereinigen auf sich den gewaltigen Druck der Seile mit den daran hängenden großen Lasten und leiten ihn hinab zu den unten tief in der Erdoberfläche verankerten Widerlagern.

Die Wirkung dieses ohnehin schon alles überragenden Mittelpunktes der Anlage wird noch unterstrichen durch die Abstufung der davor angeordneten Gebäude. Von der grünen Rasenfläche des Innenhofes wird der Blick, eingefangen durch die hohe Südfassade des Wäschegebäudes, über die treppenförmige Ausführung des Fördermaschinenhauses und der Schachthalle die Strebepfeiler entlang zum höchsten Punkt des Gerüsts empor gelenkt. Hier haben die Gesetze monumentaler Baukunst ein neues Anwendungsgebiet gefunden.



„Durch die Markenkontrolle führt der Weg des Bergmanns über den Innenhof zur Lohnhalle . . .“

Wenn die beiden im Fördermaschinenhaus stehenden elektrischen Fördermaschinen die an den starken Seilen hängenden Förderkörbe zur Hängebank in die Schachthalle gehoben haben, werden die gut anderthalb Tonnen Kohle fassenden sechs Förderwagen mechanisch von den Körben abgestoßen und laufen mit Gefälle den selbsttätigen Kreiswippen zur Entleerung zu, die Minute für Minute die leeren Wagen für den Rücklauf zum Förderkorb wieder freigeben. Die Kohle fällt auf Siebe und wird in Stücke und feines Gut gesondert, die von da ab getrennte Wege gehen. Die Stücke werden auf drei Lesebändern von beigemengten Steinen oder, bergmännisch gesagt, von Bergen befreit und am Ende der Lesebänder sofort versandfertig in Eisenbahnwagen verladen. Das feine Gut fällt auf schnelllaufende Gummibänder, die es in einen Kohlenturm bringen, und wird — bis die jetzt zum Bau freigegebene neue Wäsche die Nassaufbereitung übernehmen kann — mit eigener Bahn zur Wäsche der Schachanlage Adolf von Hansmann gefahren und dort zu sauberen Nüssen und Koksöhlen gewaschen. Eine neuzeitliche Staubabsaugung sorgt dafür, daß die Arbeitsvorgänge in der Schachthalle, das Entleeren der Förderwagen, die Abstiebung und der Weg der Kohle auf den Gummitransportbändern ohne die früher übliche lästige Staubeentwicklung vor sich gehen.

Wenn der Bergmann die breite, zu beiden Seiten mit Rad- und Fußwegen ausgestattete Zufahrtstraße heraufkommt, nähert er sich der Anlage von ihrer schönsten Seite. Zum Abstellen der Fahr- und Motorräder dient eine rechts vor dem

Eingang errichtete Fahrradhalle. Durch die Markenkontrolle führt der Weg des Bergmanns über den Innenhof zum Eingang des Lohnhallengebäudes. Das Verwaltungsgebäude und den eingeschossigen Bauflügel, der Verwaltungsgebäude und Lohnhalle miteinander verbindet, läßt er rechts liegen. Rings um den hellen Lichthof der Lohnhalle sind all die Räume angeordnet, mit denen der Bergmann über Tage im allgemeinen in Berührung kommt: die Fahrsteiger- und Steigerstube, das Lohnbüro mit den Lohnschaltern und das Zimmer der Vertrauensmänner. Linker Hand bringen ihn schleusenartig angeordnete Türen unmittelbar in die geräumige Waschkäule mit neuzeitlicher Warmluftheizungs- und Entlüftungsanlage. Die Waschkäule ist mit zweieinhalbtausend Kleideraufzügen eingerichtet, von denen etwa vierhundert für Jugendliche und knapp vierzig für Schwerbeschädigte abgetrennt sind. Nachdem der Bergmann seine Grubenkleider angezogen hat, verläßt er die Waschkäule durch den Westeingang und trifft hier auf die Ausgabeschalter des Magazins, um etwa notwendiges neues Geväbe, Öl oder andere Materialien in Empfang zu nehmen. Von dort gelangt er über eine bequeme Treppe zu der über dem Magazin gelegenen Lampenstube, an der er seine Lampe abholt, und geht durch einen nur 10 m langen gedeckten Gang in die Schachthalle. Nachdem er eine zweite Treppe hochgestiegen ist, steht er vor dem Schacht, der ihn zu seiner Arbeit in die Tiefe bringt. Der ganze Weg zum Schacht liegt also unter Dach und wird von Wind und Wetter nicht gestört.

Auf dem Rückweg von der Arbeit nimmt der Bergmann



„Hier haben die Geseze monumentaler Baukunst ein neues Anwendungsgebiet gefunden . . .“

faßt den gleichen Weg. Nur die Lampenabgabe erfolgt so, daß ein- und ausfahrende Mannschaften nicht zusammentreffen. Eine besondere Treppe bringt die ausfahrenden Leute zum Westeingang der Waschkäufe zurück. Aus über zweihundert Brausen in den zu beiden Seiten des großen Mittelraumes angeordneten Brauseräumen strömt nun das gleichmäßig erwärmte Badewasser. Am Zechentor liegt gegenüber der Markierkontrolle die freundlich ausgestattete Trinkhalle und lädt zu einer nach der schweren Arbeit willkommenen Erfrischung, einem Glase Milch, selbstbereitetem Sprudelwasser oder heißer Kraftbrühe, ein.

Die Bauzeit.

Mitte März 1936, noch während die Abteufarbeiten im Gange waren, wurde mit dem Bau der endgültigen Tagesanlagen begonnen. Von all den geschilderten Bauten, die sich heute über und neben den Tagesöffnungen der beiden Schächte erheben, war bis dahin noch gar nichts vorhanden. Genau zwei Jahre später war das große Werk vollendet und zeigte sich in seiner heutigen eindrucksvollen Gestaltung. Mit dem Fördermaschinengebäude wurde der Anfang gemacht. In der zweiten Aprilwoche waren die Fundamente fertig, Ende Mai war die Stahlkonstruktion errichtet, und im Juni wurde die

Ausmauerung hergestellt. Ende Juli wurde der Bau eines zweiten Gebäudes, des Schalhauses, aufgenommen, das die Umspann- und Schalteinrichtungen der Anlage beherbergt. Hier kommt der in den Kraftwerken der Gruppe Dortmund erzeugte Strom mit einer Spannung von 30 000 Volt an, wird in großen Umspannern auf 3000 und 380 Volt heruntertransformiert und auf die einzelnen Betriebsstätten verteilt. Ende Dezember 1936 konnte bereits der erste Umspanner in Betrieb genommen werden und seinen Strom in den inzwischen aufgestellten Drehstrom-Gleichstrom-Umformer der südlichen Fördermaschine des Schachtes 1 schicken. Beinahe gleichzeitig war die im Oktober begonnene Montage des Fördergerüsts beendet, so daß Mitte Januar 1937 die Körbe eingebaut und Ende Januar 1937 das Förderseil aufgelegt werden konnte.

Am 1. Februar 1937 wurde der fertige Schacht zum erstenmal mit der neuen Fördereinrichtung befahren. Es war, wenn man zurückblickt, ein wichtiger Abschnitt der Baugeschichte. Aber darüber nachzudenken, war keine Zeit. Neue Baustellen hatten inzwischen die Arbeit aufgenommen. Die Pfahlgründung der Werkstätengebäude war schon in vollem Gange, die Fundamente der nördlichen Fördermaschine, des Grubenlüfters, der Schachthallenstützen und des Lokomotivschuppens, zwei Kipdrehscheiben und ein Rohrkanal waren im Bau.



„Wiesen und Kornfelder umgeben die neue Anlage . . .“

Mitte März 1937 wurde mit der Aufstellung des Grubenlüfters am Schacht 2 begonnen, und schon am 1. Mai 1937 konnte der angetretenen Gefolgschaft seine Inbetriebnahme verkündet werden. Nun wuchsen in erstaunlichem Tempo die übrigen Tagesanlagen aus dem Boden. Mitte 1937 war auch die nördliche Förderröhre aufgestellt, die Eisenbetonskelette der elektrischer Werkstatt, der Schreinerei und der Schlosserei ließen bereits die Umrisse der großzügigen Werkstättenanlage erkennen, die mit Rücksicht auf spätere Erweiterungen erst nacheinander in Einzelgebäude mit Zwischenflügeln aufgegliedert ist; die Aufstellung der Stahlbauteile der Sieberei und Schachthalle war im Gange, es stand die Stahlkonstruktion des Lokomotivschuppens, die Bauarbeiten des Magazin- und Waschkauengebäudes, des Schleusen- und Haspelgebäudes des Schachtes 2 und der Fahrradhalle waren aufgenommen.

Ende 1937 waren diese Gebäude im wesentlichen fertiggestellt. Löhnhallen- und Verwaltungsgeläude befanden sich noch im Bau.

Ein Bild der regen Bautätigkeit vermittelt die Zahl der beim Bau der Tagesanlage zu dieser Zeit gleichzeitig beschäftigten Firmen und Unternehmerarbeiter; es waren 34 Firmen mit zusammen über 900 Arbeitern, darunter 11 Baufirmen, 6 Maschinenbauunternehmen und 6 Elektrofirmen. Die Montagearbeiten in der großen Schachthalle waren zu Beginn des Jahres 1938 so weit beendet, daß der Wagenumlauf und die Sieberei in Betrieb genommen werden

konnten. Am 3. Januar liefen bekränzte Förderwagen zum erstenmal über die neue Hängebank, die große Waschkau konnte im Laufe des Monats Januar belegt werden, und im Februar 1938 erbrachte die neue Anlage bereits die für sie vorgesehene Förderung in voller Höhe.

Selbstverständlich hätte die Förderung in dieser Höhe nicht so schlagartig mit der Inbetriebnahme der Tagesanlage einsetzen können, wenn nicht unter Tage ebenso fieberhaft gearbeitet worden wäre wie über Tage. Ja, die bergmännischen Leistungen in der gleichen Zeit müssen, was die Überwindung plötzlich auftretender Schwierigkeiten, die dazu notwendigen „Gewaltakte“ und die plötzliche Umschulung der in Aus- und Vorrichtungsbetrieben beschäftigten Leute für die Arbeit in der Kohलगewinnung angeht, noch höher eingeschätzt werden. Hier sollen nur einige Zahlen zur Kennzeichnung der gewaltigen Entwicklung wiedergegeben werden. In neuen Grubenräumen wurden von Herbst 1934 bis Februar 1938 aufgeföhrt: 650 m Füllort, fast 6½ km Querschläge, über 1700 m Richsstrecken, ungefähr 1000 m Blindschächte, mehr als 5 km Abbaustrecken und über 2000 m sonstige Grubenräume. Die Belegschaft wuchs seit der Machtübernahme auf das Dreifache, die Förderung stieg sogar auf das Vierfache. So entwickelte sich in wenigen Jahren aus dem der Stilllegung schon fast verfallenen Betrieb mit kleiner Belegschaft und geringer Förderung eines der größten und schönsten Industriewerke des rheinisch-westfälischen Industriegebietes.

Frau und Mutter – Lebensquell des Volkes.

Gedanken
zu
einer Wanderausstellung.

Von Dr. Ruth Kutsch.

Die Familie Elg
in Ischl, 1835.

Gemälde
von Ferdinand Georg Waldmüller.
Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts.

Die drei Gemälde sind mit freundlicher
Genehmigung vom Herausgeber und
Verlag entnommen dem Buch: „Das
deutsche Familienbildnis“ von Hanna
Kronberger-Frenzen. 80 Bildtafeln.
Johannes Neumann Verlag, Leipzig.



Neben den glänzenden, weithin sichtbaren Taten der Männer steht das geschichtliche Wirken der Frauen still und fast unscheinbar da. In allen großen Entdeckungen und Kriegen, Revolutionen und Reformationen, an allem Neuen, das je gefährdend und fördernd aus der Menschheit hervorbrach, haben die Frauen scheinbar nur einen geringen Anteil. Die Großtaten der Geschichte der Kunst und des Geistes wurden von Männern vollbracht; bescheiden steht neben ihrer stolzen Reihe die Zahl der namentlich hervorragenden Frauen. Und doch sind an allem, was je geschah, die Frauen beteiligt gewesen — nicht nur erdulnd, sondern durch ihr bloßes Dasein und die Kraft ihres Wesens tätig mitwirkend. Jeder große Mann hatte eine Mutter, eine Gattin, Freundin oder Schwester, deren vertrauende Liebe ihm notwendig war zur Vollendung, zur letzten Reife seines Werkes. Mit dem Namen Goethes steigt der seiner lebensfrohen Mutter und zahlreicher anderer anmutiger und geistreicher Frauen auf; an Robert Schumann vermag man nicht ohne seine Lebensgefährtin, Klara Wieck-Schumann, zu denken, an Hölderlin nicht ohne Diotima, an Friedrich den Großen nicht ohne Wilhelmine von Bayreuth.

Wenn man nach einem Vergleich sucht, um das Wesen der Frau durch die Jahrhunderte zu fassen, drängt sich das Bild eines Stromes auf, in ewigem lebendigem Gleichmaß dahinflutend, unendlich ruhig, kraftvoll, sicher und unerschöpflich.

Dieser Strom ist nicht eintönig, sondern voller Farbe, Bewegung und Anmut, und er trägt mit sich als kostbarstes und treu gehütetes Gut die Lebenskraft unseres Volkes. Die Frau der Frühgermanenzeit, deren Spinnwirtel und goldene Armbreife uns noch heute von ihrer Arbeit und Freude erzählen, die Frau des deutschen Mittelalters, die sich uns namenlos und vielgestaltig aus den Bildwerken ihrer Zeit entgegenneigt, die reizvoll klugen Frauen der Aufklärung, die Frau der letzten Jahrhundertwende, in der des soziale Gewissen wach und stark geworden war, und die Frau unserer Tage — sie alle sind Dienerrinnen derselben Aufgabe, sie alle tragen das gleiche Antlitz, das liebende Antlitz der Mütter.

Der Krieg hat in wenigen Monaten uns alle umgeformt. Es sind nicht die belanglosen kleinen Einschränkungen, die dieses bewirkten, nicht die großen Opfer, die einige von uns schon bringen mußten, es ist die neue, bewußte und — so seltsam das klingen mag — stärker bejahende Einstellung zum Leben, zu der er jeden und jede von uns zwingt. Er hat auch dem Stumpfen die deutlich getrennten, ewig neuen Aufgaben der Geschlechter im Leben des Volkes wieder greifbar nahegebracht: der Mann steht draußen zum Schutz der Heimat mit seinem Blut und seinem Leben ein, die Frau sorgt währenddem, daß die Heimat Heimat bleibt, daß das Leben nicht stockt und der Kampf seinen heiligen Sinn behält.

Der Kampf der Frau wird — trotz der tatkräftigen Hilfe,



Die
Familie H. W. Kemp
auf der
Rasselsteiner Hütte
um 1776.

Gemälde
von Johannarius Zick.

Nürnberg,
Germanisches Nationalmuseum.

Heinrich Wilhelm Kemp,
Pächter des Eisenwerkes
Rasselstein bei Neuwied, war
der Begründer des ersten
deutschen Blechwalzwerkes.
Auf dem Rasselstein wurden
auch die ersten deutschen Eisen-
bahnschienen (für die Strecke
Nürnberg – Fürth) gewalzt.

die ihr in diesem Krieg eine vorausblickende Staatsführung zuteil werden läßt — stets der einsamere sein müssen, der eintönigere und kleinlichere. Er wird stündlich auf dem schmalen Feld der Küche, der Näh- und Kinderstube ausgefochten, ohne den Raufschuß großer Schlachten und glänzender Siege, und ihre Tapferkeit ist von einer Art, die sich äußerem Ansporn und öffentlicher Anerkennung entzieht. Sinnlos aber wäre die Überlegung, wer es „besser“ oder „leichter“ habe im gegenwärtigen Kampf. Wichtig ist nur, daß die verschiedenen gearteten Kräfte an der richtigen Stelle eingesetzt werden und daß Männer und Frauen in Achtung und Liebe zueinander das gemeinsame Ziel erreichen: den Sieg des Rechtes und der Wahrheit!

Alles ist daher jetzt gut und notwendig, was zur Stärkung und Läuterung der Kräfte dienen kann. Noch nie ist die innere Front, die Front der Frauen, in ihrer Kriegswichtigkeit so klar erkannt worden wie heute bei uns. Eine Zusammenstellung von alledem, was deutsche Frauen bisher für ihr Volk leisteten, kann daher zu keinem Zeitpunkt in einem hohen Sinne zweckmäßiger sein als heute. Denn was wäre besser geeignet, die Kräfte der Gegenwart zu beleben, als die Betrachtung dessen, was in der Vergangenheit an Starkem und Gutem und Schönem von Frauen geleistet wurde! Kein Mädchen und keine Frau kann sich der zwingenden Verpflichtung entziehen, die in diesen vorgelebten und vollendeten Frauenschicksalen liegt; ihre Betrachtung gibt mehr Selbstvertrauen und Verantwortungsgesühl als tausend anfeuernde Worte. Die alte, bewährte Westfalenregel für die Kindererziehung: „Vormachen ist besser als Vorhalten!“ ist mit dieser Ausstellung auf eine kluge und „erwachsene“ Art angewendet worden.

Die Ausstellung „Frau und Mutter — Lebensquell des Volkes“ sollte bereits zum Reichsparteitag 1939 fertig sein, aber durch den Ausbruch des Krieges, der allem eine andere oder besser geradere Richtung gab, wurde die Eröffnung noch um einige Monate verschoben. Durch diese lange Anlaufzeit war es möglich, die Schau in fast lückenloser Reichhaltigkeit zusammenzustellen. In siebenzehn großen Sälen ist in Bildern, Plastiken und Geräten, Schriftbändern und Photographien

alles zusammengetragen, was zum Lebensbereich der Frau gehört. Von der Gewandspange der Bronzezeit bis zu dem Ehrenkreuz der deutschen Mutter, von der durch Frauen verteidigten germanischen Wagenburg bis zur Nachbarschaftshilfe der NS.-Frauenschafterin ist in streng eingehaltener zeitlicher Aufeinanderfolge alles da, was die Frau berührt. Ein ausgezeichnete Gedanke war es, in jedem Raum auch das gute Schrifttum über die behandelte Epoche in einem Exemplar unter Angabe des Ladenpreises zu zeigen; so wird ein Überblick über das deutsche Frauenbuch gegeben, der wirklich einzigartig ist. Die Ausstellung ist als „Wanderschau“ eingerichtet, so daß die Frauen aller deutschen Gauen sich an ihr freuen können. Sie nimmt ihren Ausgang von Berlin, wo sie in den Räumen des Kaiser-Friedrich-Museums ausgestellt war, an den gleichen Wänden und in den gleichen Vitrinen, die noch vor wenigen Monaten die Kunstschätze enthielten, die jetzt — bombensicher verpackt — in den Kellern ihren „Kriegsschlaf“ halten.

Und nun zum Erlebnis der Ausstellung selbst: Es hat einen eigenen Reiz, die deutsche Vergangenheit einmal völlig „mit den Augen einer Frau“ zu sehen; noch nie und nirgends ist diese Möglichkeit in so großzügiger Weise dargeboten worden wie hier. Der erste und tiefste Eindruck, der zurückbleibt, wenn man die Wanderung durch die Jahrhunderte beendet hat, ist der der Stille, einer lebendigen und arbeitsamen Stille. Sie wird nur in den kranken Zeiten, die der Frau feindlich waren, mit schrillum Mißklang durchbrochen: in der Zeit der Hexenverfolgungen oder in dem kurzen, verzweifelt vergnügungstammel der Jahre nach dem Weltkrieg. Sonst ist diese bewegte Ruhe und tätige Besinnlichkeit, die nur in Not- oder Kampfzeiten wie der Gegenwart sich zur wachen und harten Kräfteanspannung steigert, das Kennzeichnende des deutschen Frauenlebens aller Zeiten. Mag auch die Umwelt noch so aufgerührt sein — im Innersten, in der Sicherheit ihrer Berufung vermag sie die wahre Frau nicht zu treffen. Als ein Symbol für diese seltsame Unverletzbarkeit, die nichts mit Gleichgültigkeit zu tun hat, kann gerade heute wieder die Königin Luise von Preußen genommen werden. Ihre persönliche Demütigung vor Napoleon in Tilsit, ihr früher Tod

Die Familie
des Künstlers, 1821.

Gemälde
von Karl Weges d. Ä.
Köln, Wallraf-Richartz-Museum.



zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands kann ihr Bild in der Erinnerung nur noch strahlender machen; denn diese Demütigung und dieser Tod nehmen ihr nichts von ihrer Würde, gaben aber dem Freiheitskampf einen mächtigen Antrieb. Das Bild dieser königlichen Frau trägt nicht die Züge verbissener und schmerzgestarteter Erustes, sondern hoffender und wissender Liebe und — Heiterkeit. Diese schöne Leichtigkeit im Ertragen von schwerem Leid ist weit entfernt von Gefühllosigkeit oder gar Mangel an Vaterlandsliebe. Wer könnte es wagen, diesen Vorwurf gegen eine Frau zu erheben, der Worte wie diese an ihren Werten aus dem Herzen kamen!

„Deutschland ist mir das Heiligste, das ich kenne! Deutschland ist meine Seele! Mein Halt, mein alles ist Deutschland. Es ist, was ich bin und haben muß, um glücklich zu sein! Das Schöne in den Augen der Kinder ist doch Deutschland; es ist die Treue, die Ehrlichkeit, der Fleiß der stillen Tat, die Anständigkeit, der Ruhepunkt im ziellosen Herumsuchen. Unsere Liebe ist deutsch, unser Zusammenhalten, unser Aneinandergebundensein! Wenn Deutschland stirbt, so sterbe auch ich.“

Es ist nur natürlich, daß uns besonders die Frauengenerationen anrühren, die ein uns verwandtes Schicksal hatten. Es ist ja kein „historisches Interesse“, das uns durch die Ausstellungen geleitet, sondern ein herzlich-schwesterliches Gefühl, das uns mit den Frauen vor uns und ihrem Lebenskreis verbindet. Die Freiheitskämpfe und der Weltkrieg, die beiden großen Heldenzeiten unseres Volkes — wie nahe ist ihr Geist uns heute wieder!

Es war ja nie so, daß die Kämpfe, die unser Volk zur Selbstbehauptung zu führen hatte, nur eine „Sache der Männer“ gewesen sind! Sie haben immer auch den vollen Einsatz der

weiblichen Kräfte gefordert. Gewiß, es ist nicht die Bestimmung der Frau, Krieg zu führen, blutige Auseinandersetzungen zu suchen oder rücksichtslos die als notwendig erkannten Forderungen durchzusetzen; stets wird sie mehr zur Vermittlung geneigt sein, zur friedlichen Schlichtung, ja selbst zum Verzicht. Wenn sie aber zum Kampf für ihr Volk gezwungen wird, ist sie nicht weniger tapfer, entschlossen und beharrlich als der Mann an ihrer Seite.

Gleich der erste Kampf, mit dem die Germanen in die Geschichtsschreibung eintraten, jener Vorstoß der Zimbern und Teutonen in die fruchtbare Landfülle des Südens, zeigt einen solchen Einsatz der Frauen bis zum letzten. Mit bewunderndem Entsetzen berichten die zeitgenössischen römischen Schriftsteller, wie die Frauen der Zimbern, nachdem ihre Männer von den Römern erschlagen worden waren, die Wagenburg hielten. Mit Ästen und Speeren verteidigten sie sich gegen die andringenden Feinde, und als sie sahen, daß kein Entrinnen mehr war, töteten sie ihre Kinder mit eigener Hand, erschlugen sich dann gegenseitig oder erhängten sich mit ihren langen blonden Haaren an der Deichsel ihrer Wagen, um der Schmach der Gefangenschaft zu entgehen. Das Bild dieser gegen ihr eigenes Blut wütenden, verzweifelten Frauen ist grauenhaft! Der helle Hintergrund aber dieses düsteren Geschehens: der stolze völkische Freiheitsdrang, die Entschlossenheit bis zum Tode, dieses „never dod as slav“ hat sich durch die Jahrhunderte erhalten bis heute.

In diesem Zusammenhang gehören auch all die Frauen, die in Notzeiten unseres Volkes männliche Taten verrichteten, ja womöglich sich in Männerkleidung steckten, um das Gebot der Stunde erfüllen zu können. Hierhin gehört die resolute Bürgermeisterin von Schorndorf, die Kunkelin: Als die Männer versagten und die Festung kampflös an Melac,

den berüchtigten Heerführer Ludwigs XIV., übergeben wollten, hielt sie mit den Frauen der Stadt, aus denen sie in aller Eile ein ordentliches Heer mit gewählten Offizierinnen aufgestellt hatte, drei Tage lang die französischen Regierungskommissare gefangen. So bewahrte sie die Festung vor dem Schicksal Heidelbergs, das zur selben schlimmen Franzosenzeit in Flammen aufging. Hierhin gehört auch Eleonore Prohaska, die Potsdamer Soldatentochter, die als „freiwilliger Jäger August Renz“ 1813 in der Schlacht an der Böhme für Deutschlands Freiheit tödlich verwundet wurde. Beethoven verherrlichte ihr Schicksal in mehreren Werken. Auch Johanna Stegen, die der Truppe im dichten Kugelregen Wasser und Patronen zutrug, gehört hierher. Oder Auguste Krüger, die sich als „Mann“ durch ihre Tapferkeit vor dem Feind das Eisene Kreuz erwarb. Hierhin gehört ebensogut auch jene Telephonistin des Weltkrieges, die — einem inneren Befehl tapfer gehorchend — allein in dem von Russen besetzten Löben aushielt und der deutschen Heeresleitung wertvollste Meldungen machte. Oder jene greise, deutsche Gutsfrau im letzten polnischen Feldzug, die — während Mann und Söhne sich im nahen Wald verborgen halten mußten — fünf Tage lang das Haus gegen polnisches Gesindel verteidigte, bis endlich die rettenden deutschen Truppen kamen.

In allen diesen Frauen und ungezählten anderen lebte die harte Verachtung des Todes, die den guten Soldaten auszeichnet. Gleichwohl ist in Deutschland nie der Versuch gemacht worden, etwa ein Frauenbataillon aufzustellen, wie in so vielen anderen Ländern. Man hat bei uns, trotz aller Bewunderung für jene tapferen Taten, nie vergessen, daß der Anteil der Frau am Kampf doch grundsätzlich auf anderem Gebiet liegen muß. Die Freiheitskriege haben diesem Anteil gleichfalls die klassische Prägung gegeben: Neben der Königin Luise steigen Namen auf wie Sophie von Schwerin oder Marie von Clausewitz. In ihrer klaren Haltung waren diese Frauen richtunggebend für die kämpfenden Männer und stärkten dadurch die Stosskraft der erwachenden Nation. Neben diesen Frauen aber, deren Namen uns überliefert sind, stand im gleichen Geist die ganze geschlossene Schar ihrer Zeitgenossinnen; Begeisterung und Opferfähigkeit, praktisches Zupacken bei jeder Not und Tapferkeit in jeder Gefahr war nicht Vorrecht eines Standes, sondern Gemeingut aller. Die deutsche Frau erreichte damals eine stumbildliche Größe. Von da an blieb sie die eifrigste Mäherin und Kämpferin für Deutschlands Stärke und Einheit.

So mitreißend und vielgestaltig der Anteil der deutschen Frau an den Kämpfen und Siegen ihrer Zeit auch ist, so ist er doch nur ein geringer Bruchteil von dem, was sie in Wahrheit aufbauend und bewahrend für ihr Volk geleistet hat. In unserer Ausstellung, die ja wie ein Spiegel alle Gebiete des weiblichen Lebens wiedergibt, drückt sich das deutlich aus: Den kriegerischen Zeiten ist nur geringer Raum zugeteilt. Weit aus der größte Teil der Räume ist beherrscht von der Fülle dessen, was im friedlichen Alltag von der Frau und für die Frau geschaffen wurde. So groß ist diese Fülle, daß der Versuch einer Wiedergabe sich nur auf einige Andeutungen beschränken muß. Nach vielen Gesichtspunkten läßt sich die Ausstellung ertragreich durchwandern. Man kann die großen eigenartigen Einzelpersönlichkeiten herausuchen, die Wissenschaftlerinnen, Herrscherinnen, Künstlerinnen und großen sozialen Helferinnen unseres Volkes. Oder man kann die folgerichtige Entwicklung nacherleben, die die Frau von der Frühgermanenzeit bis heute durchmachte. Oder man kann den verhängnisvollen Einfluß der Kirche auf die Frau nachprüfen, denn auf eine Beleuchtung auch dieses Problems konnte in dieser Ausstellung naturgemäß nicht verzichtet werden. Man kann aber auch das auffuchen, was den Frauen aller Generationen gemeinsam ist und bleiben wird — es ist viel und das eigentlich Wesentliche.

Ungefähr in der Mitte der Ausstellung befindet sich ein Bild des Malers Wegas d. A.; es ist nicht groß und hängt bescheiden zwischen schönem, bäuerlichem Hausgerät. Es zeigt ein Elternpaar im Kreise der heranwachsenden Kinder — nichts weiter. Es ist ein anspruchsloses, einfaches Bild der Biedermeierzeit, und doch scheint es die Mitte, das Herz der Ausstellung zu sein. Es ist das Bild der deutschen Familie schlechtthin, und es ist gleichzeitig eine Verherrlichung der Frau und Mutter auf die stille und unaufdringliche Art, die ihrem Wesen allein gemäß ist. Die Mutter sitzt da in einem Gewand von warmem Rot, eine blütenweiße Haube auf den noch dunklen Haaren, eine Nähnadel auf dem Schoß. Als Widerspiel sitzt ihr gegenüber die älteste Tochter, jung und üppig im violetten Kleid, eine Laute in der Hand. Diese beiden Frauengestalten, gleichsam die beiden Kerngebiete weiblichen Wirkens, das Hausmütterliche und das Geistig-kulturelle verkörpernd, beherrschen das Bild. So reizvoll die Gestalten des würdig behäbigen Vaters, der anmutigen drei jüngeren Töchter und der drei Söhne auch dargestellt sind, sie treten doch zurück hinter diesen beiden. Zumal die Mutter bildet einen Mittelpunkt, dem der ganze blühende Kranz der Kinder auf eine geheimnisvolle Weise zugewandt ist. Eine Ruhe geht von ihr aus, die sich dem ganzen Raum mitteilt und auch auf den Beschauer überfließt.

Beim Anblick dieser einfachen würdevollen Frau versteht man, warum die Wärme, die Liebe, die Pflicht und die Tugend weiblichen Geschlechts sind. Das kurze, sehr frauliche Wort der Marie v. Ebner-Eschenbach „Gut sein ist Glück!“ scheint wie ein Glockenton in der klaren Luft zu schweben. Und jene Mahnung Adalbert Stiffers, die groß am Schluß der Ausstellung steht, klingt mit auf:

„Die Familie ist es, die unseren Zeiten not tut! Auf der Familie ruht die Kunst, die Wissenschaft, der menschliche Fortschritt, der Staat. Wenn Ehen nicht beglücktes Familienleben werden, so bringst Du vergeblich das Höchste in der Wissenschaft und Kunst hervor, Du reichst es einem Geschlecht, das sittlich verkommt, dem Deine Gabe endlich nichts mehr nützt, und das zuletzt unterläßt, solche Güter hervorzubringen.“

Die Verantwortung der Frau für die Erziehung der jungen Generation und damit für die Zukunft des Volkes liegt in dieser Erkenntnis beschlossen; denn immer ist es die Mutter, die dem Kinde das Maß der Dinge mitgibt. In ihrer Familie schafft jede Frau eine kleine freie Welt für sich. Nicht zufällig reden wir von der „Muttersprache“. Die Mutter ist dem Kinde die früheste Vermittlerin des völkischen Kulturgutes. Ihr Einfluß ist tiefer und vielgestaltiger, als sich ausdrücken läßt.

Bismarck sah „in der häuslichen Tradition der deutschen Mutter und Frau eine festere Bürgerschaft für unsere politische Zukunft als in irgendeiner Bastion unserer Festungen“. Von ihm stammt auch der Satz „Halte die Frauen fest zur Politik, so halte ich die Politik für gesichert, nicht bloß für den Augenblick, sondern auch für die Kinder, welche von den Frauen erzogen werden“.

Eine große Verpflichtung für jede Frau ohne Ausnahme liegt in diesen Worten, eine Verpflichtung, die jetzt im Kriege, der die Verantwortung für den Geist in der Familie noch ausschließlicher der Frau überläßt, doppelt schwer wiegt! Aber die deutschen Frauen, die schon so manche Notzeit kraftvoll und ungebeugt durchkämpften, werden auch diese große und lebenswichtige Aufgabe meistern — und freudig meistern. Die Zeit der Bewährung ist angebrochen, und die Frauen stehen bereit. Die Ausstellung, die jetzt ihre mühsame Wanderung durch die Gaue des Reiches antritt, wird ihnen allen helfen, die geschichtliche Lage und die ewigen Aufgaben zu erkennen und ihre Kräfte richtig einzuschätzen und auszuwirken.



Sämtliche Lichtbilder: Dr. E. Herrmann.

Der „Storch“ wird irgendwo im Nordpolarmeer auf eine Eisplatte gestellt.

Mit dem Fieseler-Storch über dem Nordpolarmeer.

Von Dr. Ernst Herrmann.

Nach einer Vorexpedition mit Schlitten und Kaltbooten 1937 im zentralen Teil Spitzbergens unternahm der Verfasser im Sommer 1938 die Hauptexpedition mit einem Flugzeug vom Typ Fieseler-Storch nach Westspitzbergen und in das Nordpolarmeer. Der norwegische Dampfer „Värglim“ brachte die Expedition bis an die Grenze des festen Packeises, und von Eisschollen aus wurden Flüge in das noch immer unbekannte Nordpolarmeer unternommen. Hier konnten die ersten systematischen Landungen auf Packeistafeln durchgeführt werden. Vom Eis aus wurden Meerestiefen, Temperaturen in verschiedenen Wassertiefen usw. gemessen. Auf 82 Grad nördlicher Breite, wo die nördlichste Landung durchgeführt wurde, floß noch der Golfstrom in etwa 50 Meter Tiefe.

Solche systematischen Landungen ermöglichen Untersuchungen der Wetterverhältnisse im hohen Norden, der „Wetterküche“ ganz Europas. Sie sind die Grundlage u. a. für langfristige Wettervorausagen, die wiederum für unsere Landwirtschaft, insbesondere den Vierjahresplan, weittragendste Bedeutung haben.

Die Flüge auf Spitzbergen dienten zur Untersuchung der Gletschergebiete. Hier wurden zwecks meteorologischer Auswertung Eisrandlagen, Verlauf von Moränen usw. untersucht.

Wenn irgendeine Sache einmal richtig gefangen hat, den läßt sie nie wieder los! Bei dem einem ist es Briefmarkensammeln, bei dem andern Kaltbootfahren, bei mir war es — das Eis. Vor Jahren hatte es mich gepackt, und seitdem habe ich alle nur irgend für mich erreichbaren Eismassive untersucht, bin auf allen möglichen Gletschern in den Alpen, in Lappland, in Norwegen, auf Island, in Spitzbergen und auf dem Südpolkontinent herumgelaufen. Ich will hier nicht von den verschiedenen Eisarten erzählen, die fast so mannigfaltig sind wie die Sammlungsstücke eines Briefmarkensammlers, aber ich will von meiner letzten Expedition ins Nordpolarmeer berichten, einer Gegend, die die alten Seefahrer „das geronnene Meer“ nannten, nämlich das undurchdringliche Packeis.

Bei jeder Reise sind die Vorbereitungen am schlimmsten. Soll man den Kinderwagen mitnehmen? Oder lieber das Grammophon? Diese beiden Sorgen hatte ich zwar nicht, aber immerhin mußten 20600 Kilogramm Gepäck zusammenbekommen, bezahlt und schließlich verpackt werden. Doch letzten Endes sahen wir drei, der Pilot Dipl.-Jng. Fritz Utech, Monteur Ernst Ullrich und ich, das allerletzte Benzinfäß in dem dicken Bauch des Dampfers „Lynx“ verschwinden, der unseren gesamten „Schamott“ zunächst nach Trondheim in Norwegen bringen sollte. Das war in Hamburg Mitte Mai 1938. Zehn Tage später standen wir auf dem Kai in Trondheim und luden das ganze Gepäck auf den „Jungfer“ um. Am Pfingstsonntag packten wir es dann endgültig aus, und zwar in Longyearbyen auf Spitzbergen.



Das Begleitschiff „Barglimt“ im Packeis,
rechts davon der „Storch“ bei der Montage.

Longyearbyen ist neben dem russischen Varentsburg die einzige größere Siedlung auf Spitzbergen, das politisch zu Norwegen gehört. Hier wohnen etwa 500 Leute, die jährlich 300 000 Tonnen ausgezeichnete Steinkohle fördern. Es ist kalt hier oben, man ist ja vom Nordpol nicht weiter weg als Düsseldorf von Memel. Selbst im heißesten Sommer, der aber das Thermometer nur wenige Grad über Null klettern läßt, wird der Erdboden nur etwa 50 Zentimeter tief durchwärmt, darunter liegt, 300 Meter tief, ewig gefrorener Boden. In dieser obersten Krume von einem halben Meter kann natürlich nicht viel wachsen. Es gibt daher weder einen Baum auf ganz Spitzbergen, noch Getreide, Gemüse usw. Etwas Gras wächst hier und da, dazwischen kleine Blümchen: arktischer Mohr, Steinbrecharten. Da außerdem der Sommer nur etwa zwei Monate dauert, Schiffe aber nur gute drei Monate hindurch anlegen können, so müssen 500 Menschen bei schwerster Arbeit dreiviertel Jahr lang nur mit Konserven ernährt werden. Eine schwierige Frage, der aber die Leitung der Norwegischen Kohlenkompanie mit allem Rüstzeug moderner Ernährungswissenschaft zu Leibe rückt. Rührend anzusehen ist eine Kiste dicht an der „Hauptstraße“ von Longyearbyen; sie ist 1 Meter lang, 1 Meter hoch, mit Erde gefüllt und wird — elektrisch geheizt. Dank dieser Wärme gedeihen darin tatsächlich ein paar Salatköpfe, Radieschen, Kresse usw. Es sind die einzigen frischen Vitamine des ganzen Ortes. Die Kiste hat ein vorsichtiger Mann gebaut, dem

ein Salatkopf lieber ist als eine Schachtel voller Pillen. Die Ernährungsfrage ist auch für uns Expeditionsleute schwierig, wir können auf unser Eis, das wir oft wochenlang nicht verlassen, noch nicht einmal eine geheizte Kiste mitnehmen, wie müssen uns mit Pillen behelfen. Früher nahmen die Polarreisenden riesenmengen Sauerkohl mit, wir haben ein paar Schachteln Cebion — C-Vitamin —, ein ausgezeichnetes Präparat gegen Skorbut, und es hilft uns tatsächlich, allen etwaigen Ernährungsschäden vorzubeugen.

Übrigens sind die Kohlenarbeiter die bestbezahlten Arbeiter von ganz Norwegen. Trotzdem melden sich nicht allzu viele auf diese einsame Insel mitten im Nordpolarmeer und 1000 Kilometer nördlich von Europa. Das Klima ist zu hart und die Sonne zu lange fort. Vom 28. Oktober bis 17. Februar kommt sie selbst mittags 12 Uhr nicht über den Horizont, bleibt dafür allerdings von Ende April bis Ende August auch nachts sichtbar am Himmel. Ihre Strahlen fallen aber stets nur ganz schräg auf die Erde, so daß die Wärmewirkung nicht sehr erheblich ist.

Gasthäuser gibt es natürlich nicht in dieser Kohlenstadt; wir bauen uns Zelte auf und kochen unseren Kram selbst. Die Arbeiter helfen uns kameradschaftlich beim Montieren des Flugzeugs, und nach ein paar Tagen fliegt der erste „Storch“ über die Eismüste Spitzbergens.

Das Flugzeug ist klein, in der Regel sitzen nur Utch und ich darin, Alisch bleibt unten und bedient unsere Radiostation.



Im „Storch“ über dem „Värglimt“.

Im Vordergrund rechts der „Flugplatz“ mit den Start- und Landespuren des „Storch“.

Wir stehen ständig miteinander in Verbindung, Alisch unten, ich oben: per Telephon, und wenn das nicht mehr ausreicht, telegraphisch. Peinlich ist nur, daß weder Alisch noch ich morfen können. So haben wir uns eine kleine Privattelegraphie zurechtgestuft, und im Falle einer Notlandung hätte Alisch sofort erfahren, wie, warum, wo, wann und ob er kommen soll. Gott sei Dank ist ein solcher Ernstfall niemals eingetreten.

Und nun sind wir in der Luft und haben die tollste Eislandschaft unter uns, die sich überhaupt ausdenken läßt. Mehrere hundert Kilometer in jeder Richtung nichts als gewaltige Eismassen; die Berge gucken nur als schwarze dreieckige Spitzen aus diesem ungeheuren Weiß heraus.

Mein erstes Gefühl ist das einer großen Dankbarkeit all den Behörden, Instituten und Freunden gegenüber, die mir zu diesem unerhörten Flug verholfen haben, ganz besonders unserm verehrten Generalfeldmarschall Göring und seinen Mitarbeitern.

Und dann zückte ich die Kamera, um allen anderen, die nicht mit uns beiden diese unvergleichlichen Schönheiten sehen können, wenigstens ein paar Bilder und Filmstreifen vorzeigen zu können. Schon einmal, im Sommer 1937, bin ich mit einem Freunde und 550 Pfund Gepäck auf zwei Handschlitten durch diese Gletscherlandschaft zu Fuß gelaufen. Ohne Hunde. Wir haben alles selber geschleppt. Dabei haben wir zu einem Wege von nur 50 Kilometer Luftlinie — allerdings im Ziel-

zack um die Berge herum — 16 Tage gebraucht. So war der „Weg“ beschaffen. Jetzt fliegen wir die gleiche Strecke in 20 Minuten ab. O wunderbare Technik! Aber ... wenn wir nach diesen 20 Minuten eine harmlose Panne gehabt hätten, wenn Utech den Vogel so gut auf den Schnee hätte aufsetzen können ... wir hätten 16 Tage laufen müssen, um wieder nach Hause zu kommen!

Auch mit wissenschaftlichen Beobachtungen muß ich beginnen, Eisränder, Moränenbildungen, Art der Gletscherspalten, Bildung der Täler usw. untersuchen.

Ende Juni gelingt es uns, einen norwegischen Robbenschläger zu chartern, der uns drei mit dem wichtigsten Gepäck, vor allem dem Flugzeug, nach Norden bis ans Packeis bringt, bis an das „gerommene Meer“.

Das Nordpolarmeer — der Nordpol liegt in einem etwa 3000 Meter tiefen Meer — zieht sich von Spitzbergen und Grönland über den Pol hinweg bis nach Alaska und Sibirien und ist fast völlig mit Eis bedeckt. Es sind nur verhältnismäßig dünne Tafeln von 3 bis 4 Meter Dicke. Sie schwimmen im Meerwasser und gucken 30 bis 50 Zentimeter aus dem Wasser heraus. Winde und Strömungen treiben die Schollen zusammen, pressen und quetschen sie, schieben sie über- und untereinander und türmen sie zu einem Chaos wilder Blöcke aufeinander. Das ist das gefürchtete Packeis. Hier kann kein Schiff mehr durch.

Einen ganzen Tag fahren wir durch die Randzone mit



Der Blomstrandgletscher bei Ny Alesund, der schönste Gletscher Spitzbergens.

treibenden Eisschollen. Gesteuert wird das Schiff vom Mastkorb aus, vom „Krähenest“, von dem aus Kapitän Hansen seine Anweisungen herunterbrüllt: „Rechts!“, „Links!“, „Stopp!“, „Zurück!“.

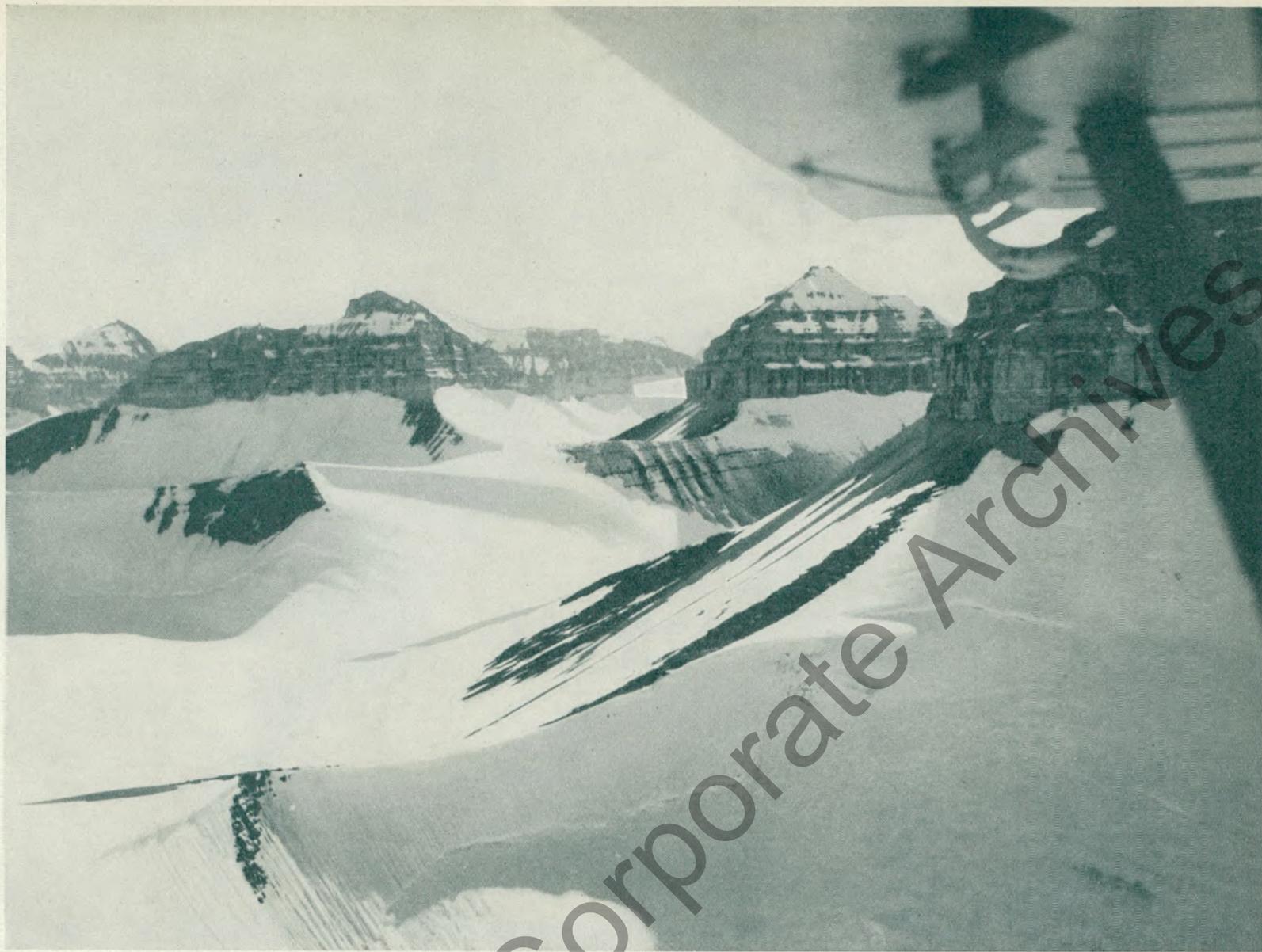
An einer Scholle, die etwa 1 Kilometer lang sein mag, ankern wir. Sie ist glatt genug, um mit dem „Storch“ starten und landen zu können. Nach einigem Untersuchen der Platte, ob sie auch „haltbar“ genug ist — ein Durchbrechen mit dem „Storch“ auf dem Eis können wir schlecht gebrauchen —, wird die Maschine ausgeladen, montiert, und bald rast der Propeller über die fast niemals von Menschenaugen gesehene Landschaft.

Es ist wirklich unmöglich, den Eindruck zu beschreiben, den ein Flug über Packeis verursacht. Die Größe, die Weite der Landschaft verwirrt, wenn es sich auch nur um eine einzige weiße Fläche handelt. Wir steigen höher, die Unebenheiten der Eisblöcke verschwinden, 2000, 3000, 4000 Meter. Bis 4700 Meter klettert der brave „Storch“. Aus dieser Höhe sah noch kein Mensch das Packeis der Arktis unter sich liegen. Die Lufttemperatur, die am Boden etwa 0 Grad betrug, ist hier oben nur — 5 Grad. Ähnliche Verhältnisse haben wir auch kürzlich auf der Deutschen Antarktischen (Südpol) Expedition beobachten können: es tritt in höheren Luftschichten oft eine Temperaturumkehr auf, das heißt nach oben zu kann es um viele Grade zunächst einmal wärmer werden, dann erst in normaler Temperaturabnahme kühler.

Und die Luft ist so klar! Die Nordküste Spitzbergens liegt

150 Kilometer von uns weg. Aber sie ist zum Greifen nahe und läßt sich mit gewöhnlichem Gelbfilter photographieren. Doch das Tollste, das ich in bezug auf gute Sicht je erlebt habe: Wir sehen deutlich mit bloßem Auge durch eine Wolkendecke die weißen Berggipfel von Nordostgrönland aufragen in einer Entfernung von — 450 Kilometer! Ein Zweifel ist nicht möglich, denn die Ränder des Nordpolargebietes liegen wie auf einem Kartenblatt klar vor uns. Man kann sie von hier oben aus nachzeichnen. Das ist nur dadurch zu erklären, daß Grönland auch wieder mit 3000 Meter aus dem Meere aufragt, denn schließlich ist die Erde eine Kugel. Unser Motor ist das einzige Geräusch in dieser unendlichen Eisdüste. „Das große Schweigen“ hat sie Nansen einmal genannt.

Utech macht mir ein Zeichen, daß er landen will. Also los! Und diese Landung ist aufregend, denn was wir jetzt versuchen wollen, ist die erste systematische Landung auf einer Packeis-tafel. Bisher hat man das Packeis ja nur überflogen und hat höchstens infolge einer Notlandung das Eis betreten. Unser Expeditionsplan besteht gerade darin, in bestimmten Abständen (von etwa 50 Kilometer) zu landen und geographische Untersuchungen vorzunehmen. Da schräg unter uns sieht eine Scholle ganz leidlich aus, sie ist wenig geborsten und auf anscheinend mindestens 100 Meter Länge hübsch glatt. Wir schrauben uns näher heran. Die Platte bleibt so hübsch glatt. Zum mindesten liegt viel Schnee darauf und verdeckt alle Risse. Utech ist vorsichtig! Lieber zwei Schleifen zuviel und genau hingucken, wo wir aufsetzen müssen. Wo kommt



Im „Storch“ über der „Königin“ und den „Drei Kronen“,
zwei besonders markanten Berggipfeln im Innern Westspitzbergens.

der Wind her? Rauchbombe 'raus! Ich ziehe die kleine „Granate“ ab und werfe sie aus dem Fenster. Sie schlägt auf, explodiert und gibt eine schöne gelbe Rauchfahne. Utech kurtzt nochmals, geht genau gegen den Wind an und setzt den Vogel dicht neben die Patrone auf die Eisscholle. Ganz weich! Nicht die Spur holperig! Fabelhaft! Jetzt erst läßt Utech Gashebel und Knüppel etwas locker, er war darauf gefaßt, im letzten Augenblick die Maschine nochmals hochreißen zu müssen. Aber vergnügt guckt er sich um, strahlt! Nachher sehen wir uns die Spur an, tadellose Dreipunktlandung und 40 Meter Auslauf. Das kann auch nur unser „Sieseler-Storch“! Und kein Zuschauer bewundert unsere Leistung! Doch, dort läuft eine Eisbärenspur. Aber Meister Peß hat sich offenbar verzogen. Der Krach scheint größer als seine Neugierde gewesen zu sein.

Da wir aus einer Höhe von 4700 Meter etwa 300 Kilometer Sicht hatten, konnten wir in Richtung Nordpol das Gelände bis zum 85. Breitengrad einsehen. Von da ab ist es bis zum Pol nur noch so weit wie von Düsseldorf nach Berlin.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen bestanden größtenteils aus Messungen der Meerestiefen unter den Eisschollen mit einem Behm-Echolot und Temperaturmessungen. So konnten wir zum Beispiel noch am 82. Breitengrad den warmen Golfstrom feststellen und Tiefen bis 2700 Meter

messen. Solche Feststellungen sind notwendig für langfristige Wettervorausagen, denn das Nordpolargebiet ist die Wetterküche Europas.

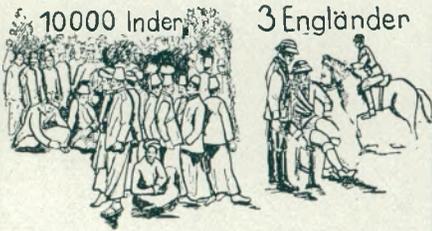
Nach der Rückkehr nach Spitzbergen und nach weiteren Flügen über die dortigen Gletscher folgte noch eine Menge wichtiger „Kleinarbeit“ mit dem Zelt auf dem Eis, in Kipper- und Schlauchbooten in den Fjorden, dazu Bodenuntersuchungen und Wind- und Wetterbeobachtungen. Hierbei half übrigens sehr tatkräftig meine Mitarbeiterin Grete Funke, die inzwischen „zum Abholen“ nach Spitzbergen gekommen war. Ihr und meinen beiden Kameraden Utech und Alisch sei herzlich für die stets bereite Mitarbeit und gute Kameradschaft gedankt.

Und als wir in Sorge waren, wie eigentlich Flugzeug und Gepäck heil wieder nach Deutschland zurückgeschickt werden könnten, da sprang hilfreich der Kapitän des Touristen-dampfers „General Steuben“ ein, der auf seiner jährlichen „Polarfahrt“ Spitzbergen anlief, und nahm ohne alle Umstände unseren ganzen „Schamott“ an Bord. Auch ihm und dem Norddeutschen Lloyd herzlichen Dank!

Damit ist unsere Expedition zu Ende und kann als wichtigstes Ergebnis für sich buchen, durch die ersten systematischen Landungen auf Packeistafeln eine neue Methode in der Polarforschung mit gutem Erfolg erprobt zu haben.

Engländer Sklavenhalter u. Blutsauger Indiens

In Indien kommen auf



Dafür verdient jeder britische Beamte (8000) durchschnittlich jährlich

rund **35 000 RM**

Jeder in der Verwaltung Indiens tätige Inder (130 000) durstl. jährl.

500 RM



Die vorstehende Rechnung fußt auf Angaben des amerikanischen Philantropen J. W. Sunderland und darf daher Anspruch auf Zuverlässigkeit erheben.

E. hat errechnet, daß 8000 britische Beamte Jahresgehälter von ungefähr 13 930 554 Pfund erhalten, während die 130 000 in der Verwaltung ihres eigenen Landes tätigen Inder nur 3 284 163 Pfund „verdienen“. Der englische Beamte erhält also im Durchschnitt täglich 100 Mark, der indische Beamte 1,50 Mark.

Der Vizekönig von Indien ist der höchstbezahlte Beamte der Welt. Er bezieht ein Jahresgehalt von 20 000 Pfund, dazu 130 000 Pfund Repräsentationsgelder, das sind zusammen rund 2 Millionen Mark im Jahr oder 5500 Mark täglich!

Der Durchschnittslohn des indischen Bergarbeiters beträgt im Jahr 12 Pfund. Der Tagesverdienst beläuft sich also auf rd. 50 Pfennig bei zwölf- bis sechzehnstündiger Arbeitszeit.

Opium-Elend in Indien

In 7000 offenen Läden Indiens werden jährlich 818000 kg Opium verkauft.



Normalverbr. in Europa

In Indien auf 10 000 Einwohner



Steuerquelle für Grossbritannien.



Englands Schuldkonto „Indien“.

Der Angeklagte hat das Wort:

„Unsere Politik, Indien im Interesse von Großbritannien zu regieren, ist eine Politik des nackten, schamlosen Eigennutzes...“

Aus einer Parlamentsrede des Abgeordneten Bernay am 8. Februar 1935.

„Unser ganzes britisches Vered, daß wir die ‚Treuhand Indiens‘ wären und hinübergingen, um ihm zu ‚dienen‘, daß wir des ‚weisen Mannes Bürde‘ trügen, daß wir Indien ‚zu seinem Besten‘ beherrschten und was sonst noch, ist die größte Heuchelei auf Gottes Erdboden.“

Der englische Theologe E. F. Andrews.

„Wir Engländer machen ein feierliches, moralisches Gesicht und erklären dem indischen Volke: ‚Ihr wollt Selbstregierung; wir bereiten euch darauf vor und werden sie euch gewähren, wenn ihr einig seid. Wir können sie euch natürlich nicht eher gewähren.‘ Und dann drehen wir uns herum, grinsen wie der Teufel und sagen: ‚Wir haben sie in unsere Gewalt bekommen, und, beim Allmächtigen! wir werden sie nie einig werden lassen, ehe nicht das Wasser den Berg hinauf fließt und die Sonne im Westen aufgeht.‘“

Ausführungen eines englischen Schriftstellers, zitiert von dem Amerikaner Sunderland in „India in bondage“, New York 1932.



John Bull nach dem Frühstück: „Werfen Sie doch die Brocken nicht fort, Kitty! Für die Inder sind sie noch gut genug.“

Zeichnung des Feinsatzen Caran d'Ache aus dem Jahre 1902.

„England kann auf die Steuereinnahmen aus dem Opiumverkauf nicht verzichten.“

Aus einer Regierungserklärung vor dem englischen Unterhaus.

Der Opiumgenuß so...

„Opiumgenuß als Laster besteht in Indien kaum... Opium wird in reichlichem Maße für nichtmedizinische und halbmedizinische Zwecke gebraucht; in einigen Fällen mit Nutzen, in den meisten Fällen ohne schädliche Folgen...“

Opium ist das gewöhnlichste und geschätzteste Hausmittel, das den Leuten zugänglich ist. Sie nehmen es, um der Ermüdung vorzubeugen oder um sie zu vermeiden... ganz allgemein wird es von allen Altersklassen genommen, um Schmerzen zu lindern...“

Der Gebrauch von Opium in kleinen Mengen ist eine der wichtigsten Hilfen in der Behandlung von kleinen Kindern.“

Aus dem amtlichen Bericht der englischen Untersuchungskommission im Jahre 1895.

...und so gesehen.

„Am bedenklichsten ist, daß man Opium auch den Kindern gibt. Die Frauen, die in den Fabriken von Kalkutta und Bombay arbeiten, geben ihren Säuglingen am Morgen Opium, so daß sie den ganzen Tag schlafen. Die Frauen in den Dörfern betäuben ihre Babys, ehe sie hinaus aufs Feld zur Arbeit gehen, so daß sie nicht wach werden können und nicht in Abwesenheit der Mutter schreien...“

Die Ärztin Dr. Mistri, die im Westen Indiens von der Regierung angestellt ist, schätzt, daß 90 % der HinduKinder von der Geburt an bis zu ihrem zweiten Jahr unter Opium gehalten werden.“

Aus einem Brief der Amerikanerin Gertrude Marvin Williams an die „New York Nation“ vom 2. Juni 1925.

Indien stirbt des Hungers

unter britischer Knechtschaft.

Auf der ganzen Welt
In sämtlichen Kriegen während 107 Jahren
1793-1900



5 Millionen Opfer

In 10 Jahren 1891-1900 durch die Hungersnöte Indiens



19 Millionen Opfer



„Der Verlust an Menschenleben während sämtlicher Kriege der letzten 107 Jahre (1793 bis 1900) in der ganzen Welt beträgt etwa 5 Millionen. Die Hungersnöte Indiens aber haben allein in 10 Jahren (1891 bis 1900) 19 Millionen Opfer gefordert.“

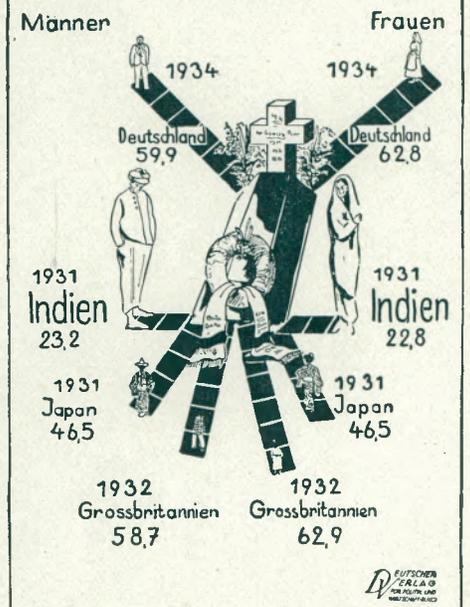
Der Engländer William Digby in seinem ironischen Werk „Glückliches Britisch-Indien“.

Eine der wichtigsten indischen Einnahmequellen bildet die „indische Landrente“, deren Erträge reiflos der britischen Staatskasse zufließen. Ihre Höhe beläuft sich bis zu 65 % des Reinertrages der Ernte. Auch in den Jahren der Missernte wird keine Ermäßigung der einmal bestimmten Sätze gewährt. Von 1769 bis 1800 gab es vier Hungersnöte, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts 12 und von 1854 bis 1908 sogar 35 Hungersnöte. Von 1860 bis 1900 starben etwa 30 Millionen Menschen den Hungertod. England aber zog unentwegt und — unbewegt seine „indische Landrente“ ein.

Das Durchschnittslebensalter

in England 61 Jahre, in Indien 23 Jahre!

Die durchschnittliche Lebensdauer in Jahren:





Lichtbilder (5): Alfred Nawrath.

Aus „Nawrath, Indien und China“. Verlag Anton Schroll & Co., Wien.

Die um das Jahr 1100 in der birmesischen Stadt Pagan erbaute Thabhyinnyu-Pagode.

Englische Archäologen haben den Flächeninhalt der Stadt Pagan zu ihrer Blütezeit mit 100 englischen Quadratmeilen (rd. 60 Quadratkilometer!) ausgemessen und 5000 Pagoden topographisch nachgewiesen. Die Gesamtzahl der Klöster und Pagoden Pagens soll 15 000 betragen haben!

England und Indien.

Von Dr. Viktor Auzi.

In dem Aufsatz „Teile und herrsche! — ein Kußmittel britischer Herrschafts-„Politik“ von Prof. Dr. Ernst Schulze ist bereits im „Werk“ Heft 8/9 (August/September 1939) auf der Seiten 299 ff. von einem besonderen Gesichtspunkte aus Licht auf die britischen Herrschaftsmethoden gegenüber Britisch-Indien geworfen worden.

Diese Ausführungen gilt es nun im folgenden zu ergänzen. Schickt sich doch vor allen nach der Erklärung des britischen Ministerpräsidenten vom 12. Oktober 1939, in der er die Friedenshand des Führers brüchig zurück wies und sich für den Krieg um jeden Preis entschied, den er nun mit der zusammengefaßten Macht des ganzen Britischen Reiches „bis zum Ende“ durchführen wolle, immer öfter die Frage: Was geht in Indien vor?

Eine angemessene Beantwortung dieser Frage verlangt zunächst eine Berichtigung des Bildes, vor allem des Geschichtsbildes, das England der Welt über Indien vorzutauschen bestrebt ist.

Mit ganz bestimmter Absicht versucht England die Welt glauben zu machen, daß vor der britischen Herrschaft dort seit langem, ja überhaupt die größte Unordnung und der schlimmste Despotismus geherrscht habe, und daß Freiheit, Kultur, Gesittung, Ruhe, Ordnung und Gerechtigkeit erst die Engländer dorthin gebracht hätten.

Erst innerhalb der letzten Jahrzehnte gelang es, an Stelle solcher Geschichtsfälschungen ein wahres Bild Indiens und seiner Geschichte zu setzen. Wie regelmäßig im Leben der Völker, so weist gewiß auch die Geschichte Indiens Wellenbewegungen auf. Ähnlich wie beispielsweise in der Geschichte

Englands der anderer Völker lösen auch hier glückliche Zeitalter trügerische glückliche ab.

Was Indien aber vor vielen anderen Ländern für sich in Anspruch nehmen darf, das ist die unbestreitbare Tatsache, daß es eines der ältesten Kulturländer ist mit politischen, kulturellen und geistigen Glanzperioden und Höhepunkten in seiner langen und reichen Geschichte, wie solche anderswo nur noch selten anzutreffen sind.

Ähnlich wie in den Tälern des Nil, des Euphrat und des Huang-ho, also in Ägypten, in Vorderasien und in China, übte auch im Indusdal bereits im vierten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung eine verhältnismäßig hohe Kultur mit festen Lehm- und Ziegelbauten, Badezimmern und Brunnen, großen Tempelanlagen und Burgen, umwallten Städten und Dörfern, Fuhrkähnen und Seeschiffen.



Der Ganesh-Tempel
in Bijayanagar (Mysore).

Aus dem 14. Jahrhundert stammt dieser Tempel, der in seiner Linienführung auf Griechenland schließen ließe, würde nicht der Torturm im Hintergrunde auf Indien deuten.

Der venezianische Reisende Caesar Frederich besuchte die Stadt Bijayanagar 1567 und gibt ihren Umfang mit 39 Kilometern an, das ist mehr als der Mauerumfang Peking, der Hauptstadt Chinas! Und heute: wilde Affen, ihre Jungen über dem Bauche tragend, jagen sich freischend über verwaiste Tempeltrümmer und schauen neugierig durch öde Fensterhallen.

Rechts: Der Innenhof
des Palastes von Tirumala
Nayak in Madura (Benares).
Erbaut um die Mitte des
17. Jahrhunderts.

Beide Bilder aus „Nawrath, Indien und China“.
Verlag Anton Schroll & Co., Wien.

Priester und Könige, Dichter und Sänger, Philosophen und Gelehrte, wenn auch in einem anderen Sinne als heute, durchdachte Geseze, schon verhältnismäßig weit vorangeschrittene astronomische und medizinische Wissenschaften, Keilschrift und Siegeldruck, Ackerbau und Viehzucht, Tauschhandel und Handwerk, Keramik und Goldschmiedekunst, Malerei und Plastik kennzeichneten zu dieser Zeit bereits, also vor rund sechs Jahrtausenden, den indischen Kulturkreis.

Bestimmte Funde, die innerhalb der letzten Jahrzehnte in seinem Bereiche gemacht wurden, lassen es als wahrscheinlich gelten — so sagt der deutsche Indienforscher Hellmuth von Glasenapp —, daß dort schon in vorarischer Zeit eine alte Kultur bestand, die von den etwa im fünften Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung einwandernden Ariern zerstört wurde, die hernach aber — gleich der von den Germanen zerstörten griechischen und römischen Kultur — große Einwirkungen auf die spätere indische Kultur ausübte.

Über Jahrtausende hinweggreifend, spricht Hartmut Piper in seinem Buche „Der gesezmäßige Lebenslauf der Völker Indiens“¹ hinsichtlich der Neuzeit von Indien als einer englischen Ausbeutungskolonie, deren Herrschaft gekennzeichnet ist durch Enteignung, Entmannung, Entschulung, Entnationalisierung und Anglisierung, durch eine vornehmlich britischen Interessen und vor allem britischen Handels- und Profitinteressen gekennzeichnete Politik der Unterjochung, die mit Naturnotwendigkeit eine immer stärker anwachsende indische Freiheitsbewegung ins Leben rufen und ansachen mußte².

„Das politische und kulturelle Sonderleben Indiens ist durch seine Einverleibung in das britische Weltreich zunächst ausgeschaltet und eingeschlafen. Dreihundert Millionen Inder (um 1937: 359 Millionen) werden von nur achtzigtausend englischen Beamten und Soldaten beherrscht durch deren

¹ Zweite Abteilung, zweiter Teil des Gesamtwerkes „Die Geseze der Weltgeschichte, Völkerbiologie“, Verlag Theodor Weicher in Leipzig 1931, S. 7 ff.

² Die folgenden Sätze entstammen dem III. Abschnitt erwähnten Buches „Die neuindische Kultur“, S. 196.

innere und äußere Überlegenheit an politischer Latkraft und Klugheit sowie an modernen Waffen und Maschinen, Verkehrsmitteln und Wirtschaftsformen. Die in den Tropen vorzeitig erschlaffte, verweichlichte und verweiblichte Seele bzw. Kultur der Völker Indiens ist damit durch die raube, männliche Latkraft Englands vergewaltigt, aber auch mächtig befruchtet und bereichert, aufgepeitscht und aufgewühlt sowie in der strengen Zucht der Engländer zwar geknechtet, aber auch geschult, unterrichtet und diszipliniert.“

In einer eigenartigen inneren Haltung, in der östlichen, von der westlichen grundverschiedenen Seelenhaltung oder Mentalität der Inder haben wir nach der vorstehenden geschichtlichen Feststellung eine Erklärung für die an sich erstaunliche Tatsache zu erblicken, daß ein so verhältnismäßig kleines Land wie England einen ganzen Kontinent mit rund einem Sechstel der Erdbevölkerung erobern konnte. Denn mit einem solchen haben wir es hier angesichts der Tatsache zu tun, daß Britisch-Indiens Flächenumfang etwa demjenigen Europas ohne Rußland gleichkommt (über 4 Millionen Quadratkilometer, wovon auf britische Provinzen 2,3 Millionen Quadratkilometer und auf indische Fürstenstaaten 1,8 Millionen Quadratkilometer entfallen).

Diese Erklärung wird uns als richtig auch durch einen der hervorragendsten Führer der indischen Freiheitsbewegung, Subhas Chandra Bose, bestätigt³. Zu Beginn des Ab-

³ Mit S. Ch. Bose hatte ich im Jahre 1933 eine Reihe persönlicher Ausprachen, in denen dieser die Bedeutung vor allem des neuen Deutschland für den indischen Freiheitskampf unterstrich.

Folgendes Schreiben an ihn von englischer Seite vom 17. März 1936 verdient hierbei wiedergegeben zu werden:

„Vom Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten habe ich heute die Anweisung erhalten, Sie zu warnen. Die Regierung Indiens hat in der Presse Nachrichten gelesen, denen zufolge Sie die Absicht haben, in diesem Monat nach Indien zurückzukehren. Die Regierung Indiens möchte Ihnen klar machen, daß Sie, falls Sie dies tun sollten, nicht erwarten können, in Freiheit zu bleiben.

gez. J. W. Taylor, Konsul S. M. in Wien.
S. Ch. Bose kehrte trotz dieser Drohung in sein Vaterland zurück und setzte dort seine Wirksamkeit für Indiens Freiheit fort.





Der aus dem Felsen gehauene Kailas-Tempel von Elloras,
Bauzeit 8. Jahrhundert, Höhe 33 m, Grundfläche 47 × 84 m.

Ungeheuerlich und undurchführbar würde es einem abend ländischen Touristen erscheinen, aus dem Abhang eines Berges durch zwei parallele, senkrecht von oben nach unten getriebene Längsschächte und einen verbindenden Querschacht einen rechteckigen Felsblock herauszuschälen und diesen in eine Kathedrale zu verwandeln: mit ragenden fein durchbrochenen Türmen, mit kunstvollen Tür- und Fensterleibungen, mit Säulen, Pfeilern, Galerien, Emporen, Balkonen, Kapellen und allem figürlichen Wert. Was der ebendlandliche Künstler nicht zu träumen wagte, hat der indische verwirklicht. Nur er verfügte über Tausende von Steinmetzen, die ihrer Sache sicher waren und dem eine Virtuosität eignete, wie sie nur jahrhundertelange Kastenererbung erzeugen kann.

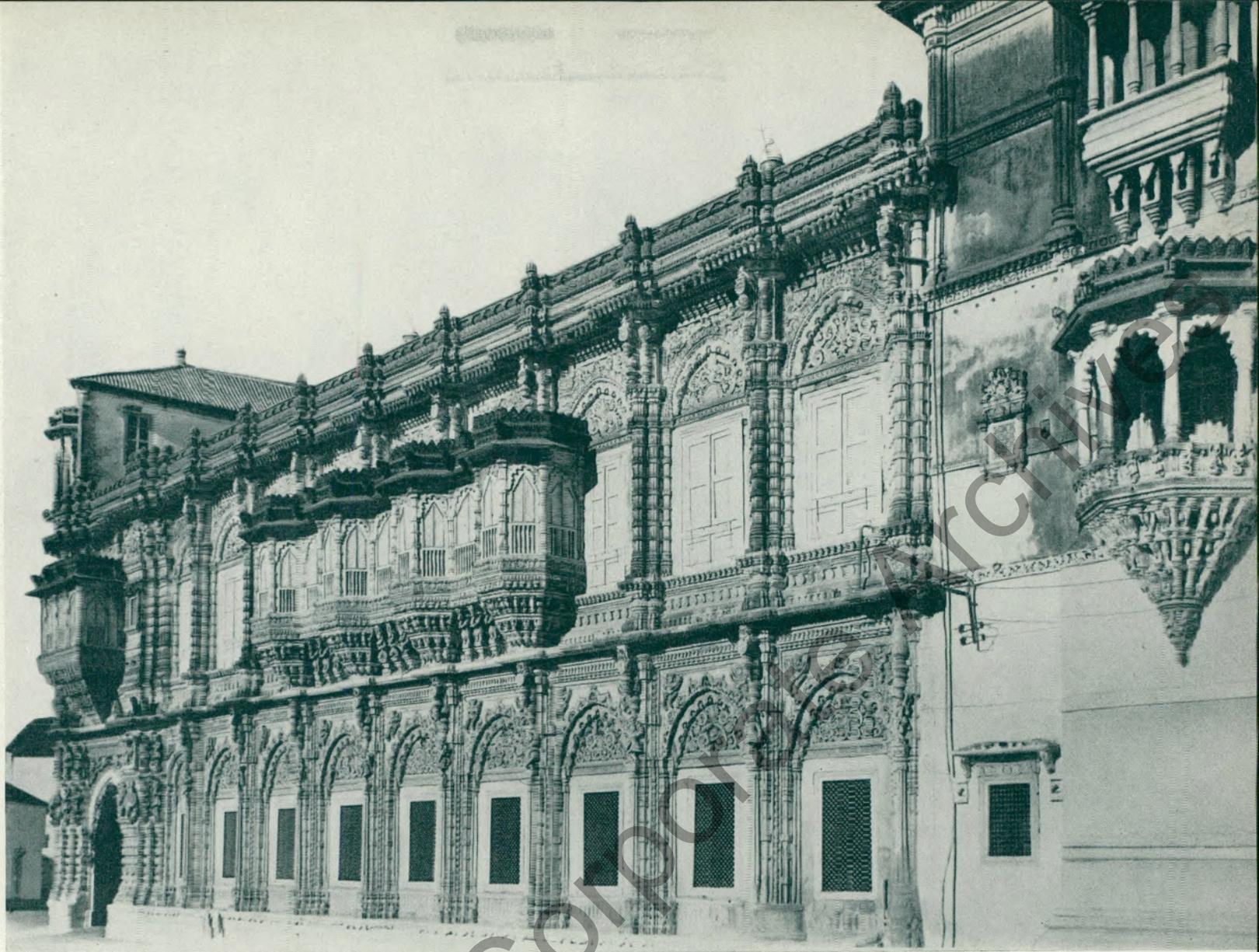
Der Tempel wird einem König Dantidurga zugeschrieben, der im zweiten Viertel des 8. Jahrhunderts regierte. Aber seine Regierungszeit dürfte kaum ausgereicht haben, das Wunderwerk zu vollenden: mehr als 200 000 Tonnen Stein waren durch vorsichtigen Meißelschlag zu entfernen! Aus dem Bau spricht meisterhaftes Können, eiserner Wille — eine Glaubenskraft und Inbrunst, die Berge versetzt!

schnitts „Das Wiedererwachen Indiens“ innerhalb seines in der Verbannung in Wien geschriebenen Buches „The Indian Struggle 1920—1934“ („Der indische Freiheitskampf 1920—1934“) heißt es, daß das indische Volk infolge seines Charakters und auf Grund seiner Überlieferung feindliche Gefühle gegen Fremde nicht kannte. Während der langen indischen Geschichte ließen sich immer wieder fremde Völkerschaften innerhalb Indiens nieder. Obzwar sie als Fremde gekommen waren, gliederten sie sich doch irgendwie in die indische Lebensordnung ein, so daß dem indischen Volk auch nie der Gedanke kommen konnte, daß es etwa zu Zwecken ausschließlicher Ausbeutung erobert worden sei.

Das Gefühl und die Überzeugung, unter das Joch eines fremden und fremd bleibenden Eroberers und Ausbeuters geraten zu sein, erhielt Indien erst bei England. Je mehr es jedoch diese Überzeugung zeigte oder gar sich gegen die Herrschaft aufzulehnen versuchte, desto brutaler wurden die Herrschaftsmethoden des britischen Eroberers.

Um seine Herrschaft über das unterworfenen Volk — oder die Völker: denn Indien ist ein buntes Gemisch von so che-

die zwar im wesentlichen Gemeinsames haben, aber in der Richtung des Zusammenwachsens zu einer einheitlichen Nation im eigentlichen und neuzeitlichen Sinne erst innerhalb der letzten Menschenalter Fortschritte machten — kurz, um seine Herrschaft über die Unterworfenen zu festigen und gleichzeitig das eroberte Gebiet zum Markt für eigene Industrie- und insbesondere für Textilzeugnisse zu machen, bediente England sich eines ganz neuen, bis dahin unbekanntem, wahrhaft satanischen Mittels: es zerschlug die indische Lebensform, die sich durch all die Jahrtausende der indischen Geschichte erhalten hatte die Dorfgemeinschaft. Indien kam als ein immer noch vorwiegend agrarisches Land, als das Land der Dörfer bezeichnet werden (neben 498 527 Dörfern gibt es nur 1561 Städte), obzwar es inzwischen bereits in die Reihe der acht größten Industriemächte der Welt aufgerückt ist. Der Tata-Konzern zum Beispiel mit über 250 000 Beschäftigten und zwanzig Millionen Pfund Sterling Gesamtkapital, mit Industriewerken verschiedenster Art, mit modernen Eisen- und Stahlwerken u. a. m., deren Mittelpunkt die im Jahre 1909 gegründete Stadt Jamshedpur mit heute rund einer



Beide Silber aus 'Nasrath, Indien und Chiraz'. Verlag Anton Schroll & Co., Wien.

Harem des Alten Palastes von Jamnagar.

Vierteilmillion Si-mohazru bildet, ist ein Unternehmen, das zu den zwölften der Welt gehört. Der hier erzeugte Stahl kann an Qualität und erst recht im Preis mit demjenigen jedes Landes in der ganzen Welt in Wettbewerb treten. Vier Hochöfen stehen jetzt hier für die Roheisengewinnung zur Verfügung, in dem am 31. März 1938 abgelaufenen Geschäftsjahr wurden insgesamt 923 300 Tonnen Roheisen erzeugt⁴.

England unterdrückt die innerhalb der Dorfgemeinschaft mit der Landwirtschaft verflochtenen Gewerbe, vor allem die Weberei, gewalttätig und grausam, um seiner eigenen Fertigwarenindustrie weite Absatzmärkte zu erschließen und dauernd zu sichern und sich zudem billige Rohstoffquellen zu verschaffen; Britisch-Indien ist auf dem Weltmarkt für Tute führend, seine Rohbaumwollzeugung steht an zweiter Stelle.

Mit der Vernichtung der Dorfgemeinschaft wurde nicht nur den indischen Gewerbe, sondern auch der indischen Landwirtschaft die gesunde Lebens- und Wirtschaftsgrundlage entzogen. Es ist daher verständlich, daß gerade innerhalb der sich auf rund 25 Millionen beziffernden Bauern- (richtiger Landproletarier) Bevölkerung die Lösungen der indischen Freiheitsbewegung immer mehr Wurzel gewannen.

Diese durch die englische Ausbeutungspolitik Millionen und aber Millionen Entrechteten für die indische Freiheitsbewegung gewonnen und damit dem Werden einer einheitlich denkender und fühlender indischen Nation einen gewaltigen Antriebsimpuls gegeben zu haben; darin liegt in den Augen seiner Landsleute vor allem das große Verdienst Mahatma Gandhis. Hierau-

beruht sein ungeheurer Einfluß in allen Indien berührenden Fragen — auch in den Fragen, die mit dem europäischen Krieg zusammenhängen.

Seinem Wort ist sicherlich ein ausschlaggebendes Gewicht zuzumessen sowohl in seinen (und seiner Mitarbeiter) Beratungen und Verhandlungen mit dem englischen Vizekönig als auch gegenüber dem indischen Volk bei der Durchführung getroffener Entschlüsse.

Ueber die Bedeutung Gandhis mögen uns die folgenden Worte eines hohen englischen Beamten aus dem Jahre 1923 unterrichten. Als die Non-Cooperation-Bewegung damals ihren Höhepunkt erreicht hatte, war Gandhi zu einer Verehrung vorgeladen worden. Er hatte in jener Zeit große Scheiterhaufen errichten lassen, auf denen er englische Stoffe verbrannte; weiter hatte er einen erfolgreichen Boykott der englischen Schulen und Gerichte eingeleitet und eine Agitation gegen den Prinzen von Wales durchgeführt mit dem Ergebnis, daß die Straßen, durch die sich der Zug mit diesem Besucher bewegte, so gut wie leer waren.

„Ein spindeldürrer Knirps ist er (Gandhi)“ — so äußerte sich ein hoher englischer Beamter anlässlich einer Vernehmung Gandhis — „und riß doch dreihundertundneunzehn Millionen Menschen mit sich fort. Ein Nein, ein Wort von ihm war ihnen Befehl. Er kümmerte sich nicht um materielle Dinge und veründigte nichts als die Ideale und die sittlichen Pflichten Indiens. Ein Land läßt sich nicht mit Idealen regieren. Und doch war es gerade das, was ihm das Volk in die Hände gab. Er war ihr Gott. Indien muß immer seinen

⁴ Heinrich Weig, Das Indische Reich, Leipzig 1939, S. 54 ff.

Gott haben. Erst war es Tilak, dann Gandhi, morgen kommt ein anderer an die Reihe. Er jagte uns (den Engländern) einen tüchtigen Schreck ein. Sein Programm füllte unsere Gefängnisse. Man kann aber nicht immerfort einsperren und einsperren, besonders wenn es sich um ein Volk von dreihundertundneunzehn Millionen Seelen handelt. Und wenn sie einen Schritt weiter gegangen wären und die Steuer verweigert hätten — wer weiß, wohin das geführt hätte! Was Gandhi unternahm, war das gewaltigste aller Experimente, die die Weltgeschichte kennt, und nur noch wenig fehlte, so wäre es ihm gelungen...“⁵

Sieben Jahre später richtete Gandhi folgende „Botschaft an die Nation“:

Dandi, 9. April 1930.

„... Ein ohne Opfer uns zuteil gewordenes Swaraj (Selbstregierung) kann nicht von Dauer sein. Ich wünsche daher, daß unser Volk sich anschießt, das höchste Opfer zu bringen, dessen es fähig ist. Das wahre Opfer wird ausschließlich der einen Seite auferlegt. Was von Euch verlangt wird, ist folgendes:

Ihr müßt die Kunst erlernen, Euch töten zu lassen, ohne selbst zu töten, Ihr müßt das Leben gewinnen, indem Ihr es verliert.

Möge Indien sich zu dieser Mantra (Regel) aufschwingen!

In diesem Augenblick liegt das Symbol für Indiens Selbstachtung, ja für sein ganzes Geschick, in Gestalt einer Handvoll Salz...“

Laßt Euch daher die Faust, die das Salz hält, eher brechen, als daß Ihr das Salz darin fahren laßt! ... Barbarei, nichts als freche Barbarei ist es, wenn man den Händen des Armen ... das Salz entreißt, und für Indien ist es ein Schimpf.

Auf solchen Schimpf gibt es nur eine Antwort: die Hand mag Euch gebrochen werden, aber sie wird ihren Griff deshalb nicht lockern!...“

Die „Salzkampagne“, der Bruch des staatlichen Salzmonopols durch Gandhi und seine Anhänger und deren feierlicher Marsch ans Meer zur Salzaufnahme, dauerte damals 51 Wochen. Gegen 80 000 Menschen wurden hierbei eingekerkert, Tausende getötet und verwundet. Aber das Volk blieb unerschütterlich. England fühlte sich zum Einlenken gezwungen (Gandhi-Irwin-Übereinkommen).

Nach weiteren neun Jahren, im Juni 1939, rief Subhas Chandra Bose als Präsident der Allindischen Nationalkongresspartei mit den folgenden Worten erneut zum aktiven Kampf gegen die britische Herrschaft auf: „England ist nie so schwach gewesen wie heute; London ist heute nicht mehr Mittelpunkt der politischen Aktivität, es schaut nach Rom und Berlin. Die Masse der Allindischen Nationalkongresspartei ist erwacht. Ihre Macht liegt in acht Provinzen. Wenn wir heute beschließen, mit unseren nationalen Forderungen vor die britische Regierung zu treten und den Kampf wieder aufzunehmen, so wird England sich vor einer sehr schwierigen Situation sehen.“

Seitdem diese Worte ausgesprochen wurden, hat sich viel ereignet. Noch deutlicher als früher schon erwies es sich inzwischen, wie unvereinbar es ist, daß England Indien, das Kernland und die Hochburg seiner Weltherrschaft (Indiameer-Reich), weiterhin im wesentlichen als eine Kolonie behaupten will, Indien hingegen, nachdem vor allem die europäischen Wirren das indische Problem erneut und in seiner ganzen Schwere aufgerollt haben, mit aller Kraft völlige Selbstregierung und Unabhängigkeit sowie Freiheit von England erstrebt.

⁵ „Mahatma Gandhis Leidenszeit.“ Übersetzt und herausgegeben von Emil Roninger. Zürich und Leipzig 1925, Rotapfel-Verlag. S. 222 ff. und 37 ff.

Mit Entrüstung wies die indische Freiheitsbewegung das Ansinnen Englands zurück, wonach Indien wiederum lediglich auf ein bloßes, erst nach dem gegenwärtigen Kriege zu erfüllendes Versprechen der Selbstverwaltung mit England zusammen zu kommen für England siegreichen Beendigung des heutigen Krieges gegen Deutschland zusammenarbeiten sollte. (Das im Oktober 1939 erschienene englische Weißbuch über Indien stellte den Indern eine Verfassung ähnlich derjenigen der Dominions erst für die Zeit nach dem Kriege in Aussicht.)

Im November 1939 richtete Pandit Jawaharlal Nehru, der inzwischen an Stelle von Subhas Chandra Bose Präsident der Nationalkongresspartei geworden ist, ein Telegramm an die englische Regierung, das einem Ultimatum gleicht. Darin heißt es, daß Indien England keine Hilfe leisten könne, wenn der Krieg nur zur Verteidigung des Status quo und den kapitalistischen und imperialistischen Interessen Englands diene. Angesichts der Weigerung der englischen Regierung, das von der Kongresspartei verlangte Unabhängigkeitsversprechen zu geben, besteht jetzt in Indien ein einmütiger Wille der Nichtzusammenarbeit. Indien werde zu entsprechenden Maßnahmen greifen, wenn nicht drei Punkte in Kürze geklärt würden: 1. die Frage der Kriegsziele, 2. die Verpflichtung, Indien volle Unabhängigkeit zu gewähren, und 3. die Anerkennung des indischen Rechts, über seine Verfassung durch eine verfassungsgebende Nationalversammlung selbst zu beschließen.

Zur gleichen Zeit sind in den acht Provinzen, in denen die Kongresspartei die Mehrheit hat, die von ihr gebildeten Regierungen zum Zeichen des Protestes zurückgetreten. Die Verhandlungen zwischen dem englischen Vizekönig Lord Linlithgow und den Führern der verschiedenen indischen Parteien sind als ergebnislos abgebrochen worden.

Gandhi veröffentlichte zu etwa der gleichen Zeit in seiner Wochenschrift „Harijan“ einen längeren Aufsatz, in dem er sagt, daß der einzige Weg aus den Schwierigkeiten in einer vom indischen Volke gewählten Nationalversammlung liege; diese Versammlung würde nach freiem Ermessen selbst über das weitere Schicksal Indiens zu bestimmen haben.

Der indische Nationalkongress beschloß am 23. November 1939 auf seiner Tagung in Allahabad einstimmig, in ganz Indien die Non-Cooperation mit den britischen Behörden, also mit Großbritannien, durchzuführen, falls es England weiterhin ablehne, dem indischen Volke die geforderte Freiheit, die neue Verfassung und eine eigene Regierung zu gewähren.

Diesen einmütigen Beschluß der indischen Volksvertretung wird Gandhi, der wirkliche Führer der indischen Nationalkongresspartei, dem englischen Vizekönig vorlegen. „Ein jeder Vorschlag von Seiten Englands müsse die Unabhängigkeit Indiens als Fundament haben“: in diesem Sinne informierte Pandit Jawaharlal Nehru, der Nachfolger meines Freundes S. Ch. Bose, nach seinem Londoner Vertreter Krishna Menon über seine eigene Einstellung und über die des Nationalkongresses.

Der Vorstand der indischen Kongresspartei nahm nach Meldungen, die kurz vor Ende November 1939 einliefen, noch eine Entschließung an, in der die größte indische Partei an ihre Anhänger die Parole ausgibt, sich von der britischen Politik und dem von England geführten Krieg abseits zu halten und nicht mit britischen Behörden in Indien zusammenzuarbeiten.

Dem Beschluß der indischen Kongresspartei, im Januar 1940 mit einem neuen Feldzug des „zivilen Ungehorsams“ gegen England zu beginnen, kommt im indischen Freiheitskampf eine ganz besondere Bedeutung zu. Er wurde in der zweiten Dezemberhälfte 1939 in einer Sondersitzung gefaßt, an der auch Mahatma Gandhi teilgenommen hat.

Die am Anfang unserer Ausführungen aufgeworfene Frage: „Was geht in Indien vor?“ wäre damit, nach dem Stande Anfang Januar 1940, beantwortet.



Auszug zum Stückschießen in Nürnberg 1592.
Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt im Germanischen Museum, Nürnberg.

Aus der Geschichte des deutschen Soldatenliedes.

Von Dr. Hans Joachim Moser.

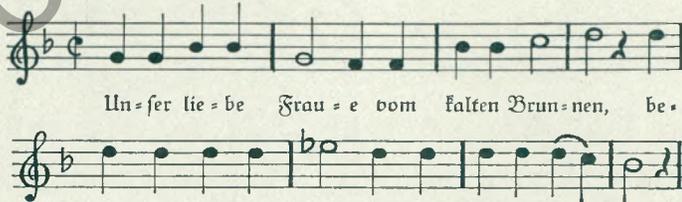
Die Deutschen als das große Volk der Musiker und der Soldaten hat Lied und Kampf, Streit und Gesang seit je lebensvoll miteinander verbunden. Schon Tacitus erzählt in seiner „Germania“ davon, daß die alten Germanen in der Schlacht den Namen ihres Stammes als Feldgeschrei gerufen und zum Schrecken der Feinde den „harritus“, den „Gesang in die hohlen Schilde“, geübt, dessen mehr oder minder „geglücktes“ Gelingen sogar als Vorzeichen für den Ausgang des Gefechts ausgelegt wurde. Mag beides, Feldgeschrei und „Vardendiet“ (wie die Schwärmer um Klopstock das Wort später falsch gedeutet), nur bedingt zur „Musik“ zu rechnen sein, so tritt noch das Schmettern der Heerhörner als Signal hinzu — der (nicht nur in Schillers „Tell“ verbürgte) Klang des „Stiers von Uri“ ist ein später Beleg uralter germanischer Recken-tadition, die über Rolands Orlifant bei Ronceval weit zurückreicht auf die goldenen Hünplingshörner der frühesten Jahrhunderte; wohingegen die „Luren“ der Bronzezeit als Gottesdienstposauern zu deuten sind.

Im Mittelalter hören wir vielfach vom Liedesang deutscher Heere; so sang Ludwig der Dritte im Jahre 881, an der Spitze seiner Scharen in den Kampf reisend, ein frommes Lied, und die Seinen antworteten mit Kyrie eleison; bei Lannenberg 1410 stimmten die Dreidensritter das „Christ ist erstanden“ an, während das Heer Rudolfs von Habsburg auf dem Marchfeld „Maria, Mutter, reine Maid“ gesungen hatte und Erzbischof Christian 1167 in der Schlacht bei Luskulum den Gesang anhub, „den die Deutschen im Krieg zu singen pflegen“: „Christ, der du geboren bist“.

Die Chronisten erwähnen überall die sozusagen offiziellen Kampfhymnen, und es soll nicht unterschätzt werden, daß noch zu Luthers Zeit der „christliche Kriegsmann“, der „frumbe Landsknecht“, das be-

wußte Standesideal gewesen ist. Zweifellos hat es daneben aber seit alters auch eigentliche Soldatenlieder mehr heiter-derben Gepräges gegeben, wenn diese auch erst um die Wende zum 16. Jahrhundert greifbar in den literarischen Quellen empor-tauchen.

Auch hier beginnt das beinahe älteste Denkmal, „Schenkenbachs Reiterlied“, noch mit einem religiösen Auftakt: „Von erst so wollen wir loben Mariam, die reine Maid“. Aber sehr bald wird von den rauen Landsknechten solch frommer Eingang bereits heiter parodiert:



Un-ser lie-be Frau = e vom kalten Brun-nen, be-

scher uns ar-men Lands-knecht ein war-me Sun-nen



Heerpauer.

Holz-schnitt von Jost Ammann, Frankfurt 1584.

Der Hauptsammler solcher Schätze, Franz Magnus Böhme in seinem „Altdeutschen Liederbuch“, hat diesen Liedbeginn possierlich ernsthaft mißverstanden, wenn er ihn auf eine ihm unbekannte Marienstatue neben einem Brunnen bezieht; der wahre Sinn ist, daß die sehr unfreiwillig auf Wasser statt Wein gesetzten Reisläufer sich an keine „Maria zur Traube“, sondern an die Himmelspatronin „vom kalten Brunnen“ als Wahr-bild ihres bedrängten Zustandes ironisch wenden. Soldatenhumor regiert auch den „Landsknechtsmarsch“ von etwa 1509, dessen Erhaltung man gleichfalls den mehrstimmigen Liedsammlungen (1539—56) des Amberger Arztes Georg Forster verdankt; die Weise beginnt mit einem Trompetensignal:



Ein Lautenist.
Kupferstich
von
Monogrammist GWAST. B.
1569.



1. Wir zo = gen in das Feld, wir zo = gen in das
2. Wir kamen vor Sie-ben-tod, wir kam'n vor Sie = ben =
3. Wir ka = men vor Fri-aul, wir ka = men vor Fri-



Feld, da hatten wir we = der Sedel noch Geld.
tod, da hatten wir we = der Wein noch Brot.
aul, da hatten wir al = le = samt groß Maul.

Alle drei Strophen reden — bezeichnend — wieder nur von Essen und Trinken, und ein Kehrreim in „Kauderwelsch“ (Strampede mi) ist in seinem Sinn noch umstritten.

Doch fehlt es dem Soldatentum der Bauernkriegszeit auch nicht an nationalem Ausblick, wenngleich sich das Bewußtsein des Höheren zunächst nur an die Gestalt des heldischen Anführers haftet, heiße er Jörg von Frundsberg oder Kaiser Max der Letzte Ritter. So singt der zum Stelzfuß abgefunken vormalige Landsknecht Jörg Graff zu Nürnberg und Augsburg in Erinnerung an alte, herrliche Zeiten:



Gott gnad dem großmichtigen Kai-ser frum-me Ma-ri = mi = li-an,



bei dem ist auf-kum-me ein Or-den, durchzeucht al = le land

Und an diesen mönchischen Ostermettenton, der den Bettelorden heiter malt, schließt sich dann plötzlich die Straffheit eines Pfeifermarsches:



mit Pfeifen und mit Trum = men, Landsknecht seind die genannt.

Derselbe Jörg Graff zeichnet auch noch das Bild des üppig das Leben genießenden Landsknechtsführers, wie es später Eichendorff und Hugo Wolf so ergötlich in der Gestalt des „Schreckenbergers“ geformt haben. Um 1510 lautet das:

Wer in den Krieg will ziehen,
der soll gerüstet sein.
Was soll er mit ihm führen?
Ein schönes Fräulein.
Ein langen Speiß, ein kurzen Degen.
Ein Herren wolln wir suchen,
der uns Geld und Bescheid soll geben.

Wenn er erschlagen wird, ist ihm als Grablied das Getrommel „Pummerleinpum“ „neumal lieber denn aller Pfaffen Gebrumm“.

Manch treffliches Soldatenlied ist auch im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges und in den Kämpfen gegen Ludwig XIV. gesungen worden — man denke nur an den herrlichen

„Wir zogen
in das Feld...“
Kupferstich
von
M. Zafinger
(Ende 15. Jahrhundert).



Text Jakob Vogels „Kein schöner Tod ist auf der Welt, als wer vorm Feind erschlagen“, das freilich erst in der Romantik durch Friedr. Silcher die rechte Melodie erhalten hat. Doch wandelt sich das Ständelied nun bezeichnend in das historische Lied, die „gesungene Zeitung“, wofür das allbekannte „Prinz Eugen der edle Ritter“ bezeichnend ist, gewiß unter den Soldaten vor Belgrad so entstanden, wie Freiligrath und Löwe sich's dann ausgemalt haben: „Zelte, Posten, Werdaruser, lust'ge Nacht am Donauufer, Pferde stehn im Kreis umher.“

Aber das gewaltige Erlebnis der friderizianischen Kriege gebar das klassische Singen der deutschen Soldaten, das sich dann als Volkslied ein Jahrhundert lang und mehr als Gesamtbesitz der Nation weitergeerbt hat. Man denke an das kräftige Stücklein



Wir preussischen Husaren, wann kriegen wir un-ser Geld?

oder an jenes mitreißende „Was helfen mir tausend Dukaten, wenn sie versoffen sind“, das schon Seb. Bach in seiner „Bauernkantate“ lustig umgeformt hat. Merkwürdigerweise ist aber — ähnlich wie durch Adolph Menzels Zeichenstift — das bleibendste Bild der friderizianischen Welt im Lied erst von späterer Zeit gestaltet und beide Male den Grenadieren des großen Königs in den Mund gelegt worden: in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts dichtete Willibald Alexis als Einlage in seinen Roman „Cabanis“ als angeblich von Namier stammendes „Fridericus Rex, unser König und Herr“, das Karl Loewe geschickt mit der Melodie eines friderizianischen Marsches verband, und bald darauf gab der Berliner Kunsthistoriker Franz Kugler, bekannt durch seine volkstümliche Geschichte des Alten Fritz, an, er habe das köstliche Scherzlied „Maria Theresia, zieh nicht in den Krieg“ aus dem Gesang alter Krieger aufgezeichnet. Aber der Dichterkomponist von „An der Saale hellem Strande“ ist auch hier gewiß der Urheber von Wort und Weise gewesen.

Mit der Zeit der Befreiungskriege wandelt sich das ge-

schichtliche in das eigentlich vaterländische Zeitlied. Aber nicht sogleich. Man darf nicht denken, die Lieder des Lützower Jägers Th. Körner, von Arndt und Schenkendorf seien sogleich im Felde gesungen worden. Nein, damals sang man die überkommenen Lieder der Empfindsamkeit, am liebsten dies



Hol-de Nacht dein dunkler Schleier deck = ket mein Ge =



sicht vielleicht zum letzten = mal!

Scharnhorst und Blücher haben es sogar als allzu weich und dem Kampfsgeist abträglich verboten! Man sang aber auch seit 1809 ein Lied, dessen Melodie später mit „Weißt du, wieviel Sternlein stehen“ verbunden worden ist: „Du Deutschland, ich muß marschieren, o du Deutschland, ich muß fort“; den Text hat E. M. Arndt dann durch Umdichtung kräftig vermannlicht. Und ein Hauptstück war die Reveille:

„Des Morgens zwischen drein und vieren, da müssen wir Soldaten marschieren“,

wovon eine ganz geniale, gespenstische Fassung (wohl Clemens Brentanos?) in „Des Knaben Wunderhorn“ gelangte und hier die Begeisterung Goethes weckte. Die große Lyrik von 1813/14 kam erst durch Karl Maria von Webers Melodien und durch Methfessel nach dem Tage von Belle-Alliance in die breiten Massen, und zwar vor allem auf Flügeln des Männerchors.

Eine Unmenge echter Soldatenlieder ist dann bis 1870 entstanden und aufgezeichnet worden, „Lippe-Deilmold“ (das ursprünglich „Preussisch Eylau“ begann!), „Lustig ist's Soldatenleben“, „Frisch auf, Soldatenblut“, dann all die Scherzlieder über das Kasernenleben und den „Vater Philipp“ (nämlich das Arrestlokal). Prächtigt etwa das aus Dreitaktern zusammengesetzte „Rendezvous“-Lied:



Germanisches Museum, Nürnberg.

Trompeter, Flötist und Trommler der preußischen Infanterie 1660 bis 1700.
Nach einem gleichzeitigen Holzschnitt.



Setzt zusammen die Gewehre, weg mit des Tornisters Schwere

Es kommen die Lieder des holsteinischen Kriegs („Die Reise nach Jütland“), die österreichischen von 1859 („In Böhmen liegt ein Städtchen“) und vom Deutsch-Französischen Kriege, so der sentimentale Andreas Förster „Zu Sedan auf den Höhen“ oder das humorvoll-kraftige „Als wir achtzehnhundert-siebenzig sind in Frankreich einmarschirt“, das man im Weltkrieg neu hervorgezogen hat. Besonders hübsch aus jener Zeit die Reservistenlieder, so „Musketier seid lust'ge Brüder“ oder „Bald scheiden wir aus diesem Kreise“.

Freilich spiegelt sich in den Liedern von 1870/71 oft schon ein wenig die Verschwendung des damaligen Handwerksstils, schon mischen sich Großstadtcouplets mit ein, und die Kraft des Volksesanges zeigt sich spürbar abgeschwächt. So wird man ja auch das so reich emporgesproßte Soldatenlied des Weltkriegs ziemlich klar in zweierlei Schichten trennen können: in Kunstdichtung, die von großstädtischen Revueerfolgen bis zu wahrhaft herrlichen Literaturleistungen, wie den Kriegsgedichten von R. A. Schröder, R. Dehmel, R. Binding, Löns, reicht, und das eigentliche Soldatenlied, das zunächst nicht geschrieben und gedruckt, sondern von Mund zu Mund gesungen worden ist. Auch da gibt es sehr Geringwertiges, aber auch brauchbares Mittelgut (wie das bekannte „Argonner Wald um Mitternacht“) und schließlich Ausgezeichnetes, wie „Nun laßt die Kasse traben“, „Wir reiten frisch durchs Morgenrot“ u. a. m.

Tief empfundene Kampflieder der Baltikumer und der Freikorps führen in die Nachkriegszeit herüber, aus der dann allmählich die Lieder der Bewegung erwachsen, die nun in aller Munde sind. Davon ist begreiflicherweise eine ganze Reihe unmittelbar und fast unverändert von den braunen und schwarzen Bataillonen auf die feldgrauen zündend übersprungen.

Eine ganze Gruppe von jungen Wehrmachtliedern geht auf den Liederschatz der Jugendbewegung zurück, indem man bestes Gut des ganz alten Soldatenliedes wiederbelebte (etwa „Wer jetzt Zeiten leben will“, „Ich habe Lust, im weiten Feld zu streiten“, das friderizianische „Wivat, jetzt geht's ins Feld“ oder auch Clemens Brentanos „Es leben die Soldaten“), oder man formte neue Lieder nach der Vorstellung des alten Landsknechtstums; dahin gehören das packende Kunstlied vom „Tod in Flandern“ oder das über die „Stürmenden Glocken vom Bernwardsturm“. Ein wirksamer Abkömmling dieser Art ist das heute viel gesungene Lied auf eine Melodie von Gustav Schulten



Weit laßt die Fah-nen we-hen, wir voll'n zum
Laßt den per- lor-nen Haufen vo-ran zum



Stürme gehen treu nach Landsknechtsart,
Angriff laufen, wir folgen dichtgeschart

Der jugendliche „Klassiker“ des heutigen Soldatenliedes ist der Leutnant Hans Baumann, von dem eine große Anzahl von selbstgedichteten und selbstverfenteten Gesängen volkstümlich geworden ist. Wer in Heer und Luftwaffe kennt nicht „Und die Morgenfrühe, das ist unsre Zeit“ oder „Der helle Tag ist aufgewacht“! Während des Blitzfeldzuges in Polen verbreitete sich unter den Panzertruppen sein frisches Lied



Im gan-zen Land mar-schie-ren die Sol-da-ten,



Helm und Ge-wehr— be-reit

mit dem plastischen Rehrim: „Aber nun horch, da vorne die Trompete!“ So war er der Berufene, um für die Wehrmacht das jüngste Liederbuch im Auftrag des Oberkommandos herauszugeben, „Morgen marschieren wir“ (bei Doggenreiter in Potsdam). Daß heute besondere Mittel bestehen, neue Lieder durchzusetzen, beweist die wirksame Rundfunkwerbung für den „Marsch der Deutschen in Polen“ und für Herms Niels packenden Marsch über das Englandlied, das 1911 Hermann Löns gedichtet hatte.

Was das neuere Soldatenlied als echtes Volksliedgut kennzeichnet, ist besonders das Brauchtum der „Schnörkel“, das heißtkehrreimartiger Anhänge, die bald von Lied zu Lied wandern, bald eigenwillig an einem einzigen Liede haften. Der Weltkrieg hatte einige sehr eindringliche ans Licht gefördert, so „Soldaten, Kameraden“.

Man darf gespannt sein, was diesmal von solchem Gut hervortritt. Wenn der Englandkrieg beendet sein wird und man seine eigne Liederernte sichtet, wird der Ertrag an wertvollen Soldatenliedern, aus echtem, wehrhaftem Jugendgeist geboren, gewiß nicht gering sein.

Vom ernsthaften Lesen.

Zwei Briefe an den Freund Michael.

Am 30. Dezember.

Deine Geduld, lieber Freund, habe ich fast ungebührlich mißbraucht, aber ich wollte Dir nicht mit einer halben Antwort dienen. Du batest mich um meine Meinung über eine Anzahl Bücher von denen ich glaube, daß sie dem Soldaten an der Front den Dienst vor dem Feinde erleichtern, den Inhalt seines gefährdeten Lebens vertiefen können.

Du hast mich vor eine Aufgabe gestellt, die mein ganzes Verantwortungsgedühl, soldatisch gesagt, mobil machte, und Du wirst verstehen, wenn ich nicht leichtfertig zur Feder greifen mochte. Zunächst: Dein Anliegen ist schon ein Appell an sich, zwischen dem Lesen als Unterhaltung und seiner gesteigerten Form, dem ernsthaften Lesen, zu unterscheiden. Ernsthaftes Lesen ist Auslese, Ahrenlese, um das Gleichnis der Feldfrucht zu wählen; nicht die Zerstreung der Sinne (die man zuzeiten nicht geringschätzen soll), sondern Sammlung des Herzens, Bestätigung innerer Erfahrung, Antwort auf Nöte der Seele, Trost und Befriedung — aber ich brauche Dir die guten Geister, die uns in der Welt des Buches zulächeln, nicht zu nennen. (Bei dieser Gelegenheit sei an Heuschel's Brief „Vom Sturmgepäck des Geistes“ im letzten Werk-Best erinnert, an die von ihm ausgewerteten Zusammenstellungen der jeweils zehn wichtigsten Bücher einiger befragter Leser; ich sandte es Dir zum Fest.)

Ich meine zugleich, daß, was in solcher Weise für den Soldaten gilt, auch für den Leser in der Heimat, für alle, die vom ernsthaften Lesen ergriffen sind, Geltung haben müsse. Ich habe in den letzten Wochen viel in neuen und alten Büchern geblättert, Michael, mit einer — ich darf es so nennen — wacheren Bereitschaft als jemals zuvor. Und ich habe erfahren, um wieviel wirklich oft das erdichtete Leben uns das Bild unseres Tages spiegelt als Zeitungsbericht oder Gespräch auf den Straßen. Denn das „erdichtete“ Leben ist ja, wo es sich in das Wunder der Sprache verdichtete, das eigentliche, erlebte und lebendig gelebte Leben.

Du weißt, wie mich Leben und Schicksal heftig vor Kleists, um gleich einen der erhabensten Geister aufzurufen, in n e: wieder beschäftigen, wie mich der Niederschlag dieses vom Unglück, von der Virsa nkeit besessenen und zu den Höhen geistiger Herrlichkeit aufsteigenden Lebens in seinen Briefen, Versen und Dramen, seinen kleinen Schriften und untergänglichen Erzählungen immer aufs neu begriff!

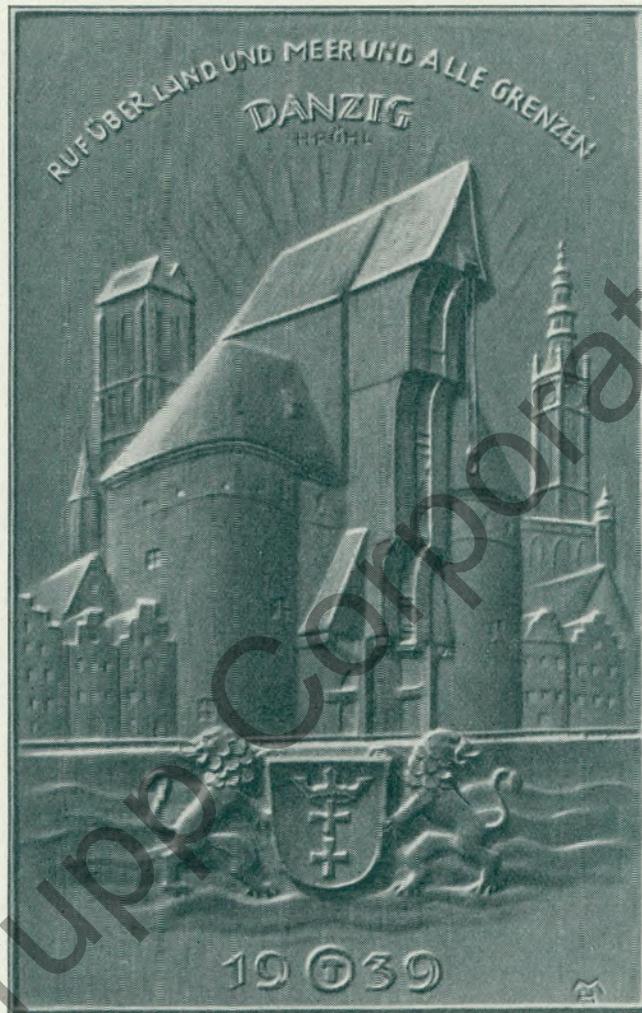
Nennst Du mich überschwenglich? Dann verzeih! Es wäre ein übles Ding, Euch da draußen mit gehobener Stimme arfset mit verhaltenen zuzurufen und die ernste Nüchternheit Eures Versäts anzugreifen. Aber vielleicht gibt es doch so etwas, Freund, was Heide in das „heilig-Nüchterne“ nannte; ich glaube, Kleists Dichtungen der Leidenschaft sind durchströmt davon, und so mag mein Übermaß Dich anähern mit der

Stimme des Dichters, der uns seinen „Katechismus der Deutschen“ schenkte und auf die Frage: „Wohin kommt derjenige, welcher weder liebt noch haßt?“ die Antwort gegeben hat: „Der kommt in die siebente, tiefste und unterste Hölle.“¹

Ich erinnere, mit welcher Anteilnahme Du früher von Lebensbüchern gesprochen hast, die — nicht eigentlich Biographien — aus Berichten, Anekdoten, Briefen oder Reden das Bild eines bedeutenden Geistes, eines vorbildlichen Menschen aufzeichnen. Du nanntest dann meistens eine Reihe von Werken, die als „Die Bücher der Rose“² heute schon einen Begriff darstellen. Ich habe mir jüngst fünf der schönsten aus dem Schrank geholt, von denen jedes einzelne eine Weltfülle und einen Reichtum der Seele birgt, aber auch in seiner äußeren Gestalt, zum Teil mit Abbildungen und Illustrationen, das Auge erfreut. Ich meine den Briefband um Jean Paul, den Dichter des deutschen Idealismus, der sich wie ein Lebensroman liest und aus unzähligen Niederschriften und Begegnungen die Gestalt des Legationsrats Richter, wie sein bürgerlicher Name lautete, fügt; und meine die Sammlung der Schriften, Reden und Briefe von Heinrich Pestalozzi, der ein Retter der Armen, ein Prediger des Volkes, der Gründer der deutschen Volksschule und Erzieher der Menschheit war. Dir als heimlichem Verehrer Adalbert Stifters brauche ich die Auswahl aus seinen Bildern, Schriften und Briefen nicht zu empfehlen, Du wirst, ich wette, die „Studien“ oder den „Nachsommer“, bestimmt aber den „Witiko“ mit in den Bunker genommen haben, und siehst Du, solche Gewißheit ist schön: daß nicht vom zarteren Gefühl, von der anspruchsvollen Kraft der Dichtung die Inanspruchnahme des soldatischen Lebens uns entfernt, sondern sogar unsere Sinne darauf hinlenkt. Doch davon sei später, wenn ich von Gedichten zu Dir spreche, die Rede. Nur so viel: Du wirst es bestimmt billigen, daß ich Dir von den Rose-Büchern zwei in das

Weihnachtspaket tue, die dem Leben deutscher Frauen gewidmet wurden: das eine herzerfrischend, gescheit und munter, Goethes Mutter uns nahebringend, so „wie sie selber in ihren Briefen sich gibt, und was ihre junge Freundin Bettina Brentano von ihr erzählt“ — Du wirst ihre Briefe an den Sohn und die Goethes an die Mutter, die einen beträchtlichen Raum beanspruchen, mit tiefer innerer Freude lesen —, und das andere, schauerbend in ihren Briefen, von verhaltener Glut in ihren Versen und paßend in ihrer Prosa, „Die Droste“, eine schöne, lebendige Auswahl aus dem Dichtwerk des wehrlichen Edelräuleins, das lieber nicht zu Lebzeiten berühmt, dafür aber nach fünfzig Jahren gelesen sein wollte — und nun schon über 100 Jahre zu den Großen und zu den Gelesenen gehört.

Die Auswahl, Lieber, ist so anregend, daß es sich verlohnt, das gesamte Werk der Dichterin³, betreut von einem lebenden Dichter, von Wilhelm



Lauchhammer Jahresplakette 1939
von Bildhauer Heinrich Moskage, Düsseldorf.

von Scholz, ihre Lyrik und Erzählungen in Versen und Prosa anzuschaffen; denn von vielen muß Annette von Droste-Hülshoff noch entdeckt werden. Das gilt ja auch für den anderen, Novalis, den Wilhelm von Scholz in seinem Vorwort zu „den Junggestorbenen der Dichtung“ zählt, „denen um ihres frühen Todes willen ewige Jugend geschenkt ist, die nicht altern, die mehr Gestalten als Gestalter sind und darum mehr geliebt als bewundert werden“. Du wirst den Sammelband der Dichtungen dieses genialen Jünglings der Romantik bald zu Deinen persönlichsten Büchern zählen⁴.

Doch um mir nicht den Bortwurf machen zu lassen, ich bände mein Herz nur an „tote Klassiker“, will ich diesen Brief heute abend nicht beschließen, ohne Dir noch kurz einige „Jüngere“ zu rühmen. Der Name Rudolf G. Bindings ist Dir vertraut, lange Jahre. Obwohl er seit Jahresfrist nicht mehr zu den Lebenden zählt, wächst uns sein dichterisches Werk sichtbar, als lebe er noch, mit vertrauter Unbedingtheit zu. Ich kenne keinen unter den „Zeitgenössischen“, der die Form der Novelle mit solcher Meisterschaft beherrschen konnte wie er; lies nur das Bändchen „Die Perle“ und bewundere seine glasklare Erzählweise. Und erst „Der Wingult“⁵ — Er ist die dichterisch reinste und erregendste Kriegsnovelle, von der ich weiß, ich möchte sie in jedem Feldpostbäckerchen unterbringen mit der Macht der Heingelmmännchen, Lieber! Du kannst Dir meine Freude vorstellen, als ich erfuhr, daß es nun einen Band seiner Gesammelten Kriegsdichtung⁶ gibt, in der neben dem Roman „Wir fordern Reims zur Übergabe auf“ auch „Der Wingult“ zu finden sein wird und die unvergänglich lautere Novelle „Unsterblichkeit“. Die stille schmale Ernte seiner Kriegsverse, Klammern, Trauer, Schicksal und Schlacht beschwörend, leitet den ersten Band ein, dessen gewichtigsten Maßstab freilich die geistige Fülle seiner Kriegstagebücher bietet. Bekenntnisse eines reichen menschlichen Herzens, das mit ritterlichem Mut den Aufprall und die Erstarrung der Kräfte durchlitten hat. Zu seinem Andenken haben seine Freunde, unter ihnen Rudolf Alexander Schröder, Hermann Claudius und Paul Alverdes, ihre Trauer und ihr Bekenntnis in einer knappen herzlichen Schrift⁷ vereinigt, und auch W. G. Süsskind und Karl Rauch fanden Worte des Gedenkens⁸ für den Toten.

Einer seiner nahen Freunde war Alverdes. An einem der letzten Abende, ehe Du eingezogen wurdest und wir zusammensaßen, las ich Dir Verse von ihm aus „Die Nördlichen“⁹ — weißt Du noch, den herrlich-schönen, wilden „Gesang der Jünglinge“, in dem es heißt:

„Wir schreiten hin zum überglänzten Fluß,
Auf braunen Schultern tragen wir die Welt.
O blonde Locken, Ruf und Bruderkuß!
Wie sind wir zwischen Tier und Gott gestellt!“

Ich erinnere es wie heute, Du begeisterst Dich an dem herben Rausch der Melodie! Du entriestest mir dann den Novellenband „Die Flucht“¹⁰ und bist mir mit ihm entflohen, gründlich entwichen, Lieber, daß ich jetzt nicht umhin kann, Dir die Bibliothek zu vervollständigen und auch jenen späteren Erzählband „Die Verwandelten“¹¹ zu schicken. Ich will nicht viel dazu sagen — die Stunde ist spät —, nur dies eine, und damit schließt sich am besten der Ring meines Briefes: die Prosa von Alverdes — wie warten wir auf seinen angekündigten Roman! — rührt mich in ihrer inneren Kraft an wie Kleists epischer Stil. Ich bin neugierig, ob Du es auch und wo am stärksten empfindest.

Gute Nacht nun, Michael! Wenn der winterliche Vormittag morgen es erlaubt, will ich noch ein Blatt hinzufügen über ein paar schmale Gedichtbücher. Gute Nacht denn, Soldat Michael, auf morgen...

¹ „Kleists sämtliche Werke“ in einem Band (Dünndruckpapier), herausgegeben vom Insel-Verlag, Leipzig. 9 RM.

² „Jean Paul“, ein Lebensroman in Briefen, mit Deutungen von Ernst Hartung. 3,60 RM. — „Pestalozzis Leben in Briefen und Berichten“, herausgegeben von Adolf Haller. 3,60 RM. — „Adalbert Stifter“, Briefe, Schriften, Bilder, bearb. von Hans Amelung, mit fünf Tafeln nach Delgemälden Stifters. 3,60 RM. — „Goethes Mutter“, herausgegeben von Dr. Käthe Tischendorf. 2 RM. — „Die Droste“, Briefe, Gedichte, Erzählungen. 3,60 RM. Sämtlich in „Die Bücher der Rose“, Verlag W. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München.

³ „Anna Elisabeth von Droste-Hülshoff“, Werke in einem Band, herausgegeben von Wilhelm v. Scholz. Walter Hädecke-Verlag, Stuttgart. 5,50 RM.

⁴ „Novalis Werke“, in einem Band, herausgegeben von Wilhelm v. Scholz. Ebenda. 4,80 RM.

⁵ Rudolf G. Binding: „Die Perle“ — „Der Wingult“. Erzählungen, zwei Bändchen. Verlag Rütten & Loening, Potsdam. Je 1,80 RM.

⁶ Binding: „Dies war das Maß“. Die gesammelten Kriegsdichtungen und Tagebücher. Ebenda. 8,50 RM.

⁷ „Dem Andenken Rudolf G. Bindings.“ Ebenda. 1,80 RM.

⁸ „Rudolf G. Binding zum Gedächtnis.“ Karl Rauch-Verlag, Leipzig. Kleine Reuchlin-Drucke Nr. 1. 0,80 RM.

⁹ Paul Alverdes: „Die Nördlichen.“ Gedichte. 2,20 RM.

¹⁰ „Die Flucht.“ Novellen, beide Bände bei Ludwig Boggenreiter, Potsdam. 3 RM.

¹¹ „Die Verwandelten.“ Novelle. Verlag Albert Langen/Georg Müller, München. 3,20 RM.

*

Am 31. Dezember.

Heute, am letzten Tag des Jahres — es drängt mich wieder, ihn am Saum zurückzuhalten, diesen letzten der dreihundertfünfundsechzig Erntebanten, die uns Frucht und Frucht eines Jahresablaufes aufladen; sind wir nicht wie die Kinder, Michael, ewige Anaben, denen der Abschied schwerfällt und die alles noch einmal gedrängt nacherleben möchten? — heute will ich mich also hinsetzen, draußen lacht indessen kühl und fern die Dezembersonne, und mit Dir über ein paar Gedichtbücher, schmal nur an Umfang, plaudern. Ich merke sofort, wie schwer es ist, über Verse auszusagen, besonders Kritisches; es ist mir jedesmal, als sollte ich eine herrliche, von Künstlerhand gemalte Frucht mit dem Messer, ihren Saft zu erproben, herzlos aufschneiden.

Jrgendwo las ich, daß man nie mit dem Messer, wo Erlebnisse der Seele, echt erlebte, nachgeföhlt sein wollen, von außen her hantieren dürfe. Sicherlich muß man die Fähigkeit, Gedichte zu lesen, sich durch eine innere, unbelastete Heiterkeit des Bereit-, des Leer-sein-Könnens erwerben, durch eine besondere Liebesfähigkeit vielleicht. Du mußt nicht lachen, mir geht es immer so, daß sich Verse erst öffnen, wenn man von innen her sie ertort; kommt man gewalttätig von außen, panzern sie ihre Schale.

Ich habe mich sehr über Dein Bekenntnis als Soldat gefreut, der die Freude am lyrischen Gedicht sich nicht durch die Härte des Krieges töten läßt, im Gegenteil sogar sie nur stärker spürt. Und daß Du mir die Namen Eichendorffs, des ritterlichen Baganten, und Kellers, des in sich ruhenden Poeten, nanntest, macht mich froh. Höre, ich weiß, Du bist skeptisch gegen Anthologien, die landläufigen jedenfalls und zufälligen; Zweifel, die ich nur zu gut verstehe, obwohl es die begründete Eigenschaft solcher Sammlungen sein muß, Kostprobe, Auswahl zu bleiben, Überblick, aber auch Sinfonie zu sein. Doch freilich: der Dirigent des Orchesters, der uns durch seine Stabführung teilnehmen läßt am Erlebnis des Kunstwerkes, muß seine Sache verstehen, und sie soll nicht ein Paradies seiner eigenbrötlerischen Eitelkeiten werden. Ich brauche Dir nicht das fast schon klassisch gewordene „Hausbuch deutscher Lyrik“ von Ferdinand Avenarius¹ anzupreisen, das in den Büchererschranken unserer Eltern zu finden ist, und auch nicht Will Bessers einmalig reiche „Bücher der Ernte“², die Kostbarkeiten aus acht Jahrhunderten unserer Dichtung versammeln; Du zählst sie längst zu Deinem Besitz — aber auf zwei andere Sammlungen und eine Reihe, soweit Du sie nicht schon kennst, will ich Dich hinweisen und Dir, da auch das Gewicht der Bändchen die Feldpostvorschrift beachtet, etliches zuschicken.

Zunächst komme ich Dir „spezialisiert“ — aber fürchte nicht die Enge; allumfassender ist nichts in der Welt und nichts so unbegrenzt wie die „Sprache der Liebenden“³; so ist auch jeglicher Versuch, Liebesgedichte aus alter und neuer Zeit zu vereinen, immer nur Beginn und Auf-der-Suche-sein, was übrigens den frischen Klang, den unmittelbaren Anreiz solcher Unternehmungen ausmacht. Hartfried Voss' Beginnen zählt dazu, obwohl er viele Perlen von Walther bis George, Henry von Heiseler und Manfred Hausmann aus dem unergründlichen Meere fischte und aufreichte. Der Name Hölderlins ist wie ein holder Stern darüber, wie ein guter Geist:

„Sprache der Liebenden,
sei die Sprache des Landes,
ihre Seele der Laut des Volks!“

Schmäler, eingefaßt in den Rahmen eines kleinen Inselbändchens mit der Nr. 512, sind die „Deutschen Gedichte“, die Katharina Klippen-

berg auswählte¹, freilich eine kleine Festgabe, die Dir unentbehrlich sein wird, wenn Du sie einmal besitzt. Nichts von der Eigenmächtigkeit anderer Anthologien; hier hat eine kluge, reich empfindende Frau mit dem Herzen ausgewählt, so behutsam und liebend, daß viele fehlende Gedichte nicht einmal vermist werden über der homogenen Fülle! Ich sage nicht zuviel, Michael, dieses kleine Buch wiegt 1000seitige andere auf, es ist mir ans Herz gewachsen wie jenes alte, zerschlossene, grüne „Deutsche Weihnachtbuch“ meiner Kindheit, von dem ich mich nie trennen konnte, weil es für mich die Sammlung der wertvollsten poetischen Weihnachtsgedichte² darstellt, solange ich zurückdenke an glückliche Kinderjahre!

Du wirst in der kleinen Insel-Sammlung viele Deiner geliebtesten Verse finden und dann den Wunsch haben, Deinen Lenau oder Mörike, die Romantiker, Platen, (verzeih: vor allem) Deinen Keller und Eichendorff hervorzuholen. Darin besteht der Vorzug der Lyrikreihen, daß sie mehr „Raum“ haben als eine begrenzte Anthologie, wenn auch dafür eine andere Gefahr, die der Uferlosigkeit, aufsteht. Ihr zu begegnen, ist die Aufgabe der Herausgeber, und die Sorge, nichts Wesentliches auszulassen. So fehlt zum Beispiel in einer sonst sehr umfassend zusammengestellten Sammlung Deutscher Gedichte, die innerhalb der letzten Jahre von der Deutschen Akademie in München mit Unterstützung der wissenschaftlichen Akademikerhilfe der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft herausgegeben worden ist³, im Kreis von 36 Hefen, von der Lyrik des Mittelalters ausgehend und die Zeitstufen bis Liliencron und Dehmel fortführend, eine der mächtigsten dichterischen Stimmen, die unsere Dichtungssprache mitgestalteten: Martin Luther, der Mann, der mit seiner Bibelübersetzung überhaupt erst das sprachliche Fundament für die Dichtung der Neuzeit gelegt hat. Was immer zu diesem seltsamen „Sprung über Luther“, die Herausgeber verleitet haben mag — hier wird die oben angedeutete Gefahr willkürlicher Auswahl deutlich.

Um so erfreulicher, wenn von anderer Seite „Aus dem ewigen Schatz deutscher Lyrik“⁴ reiche Ernte gesendet wird. Zweiundzwanzig annütige Bändchen, jedes dem lyrischen Werk eines der wesentlichen Klassiker gewidmet, wobei freilich einige der unter poetischen Leitgedanken stehenden Bände zwei oder mehrere Dichter vereinen. So kehrt zum Beispiel Brentano, aber auch Hölderlin mehrfach wieder; und was die Reihe bunt und vielfältig gestaltet: sie hebt auch den für viele versunkenen lyrischen Schatz weniger bekannter oder nur im Gefolge Größerer aus der Literaturgeschichte vertrauter Namen: wir finden Gedichte von Wackenroder und Waiblinger, von Kerner und Hauff, einen funkelnden „Romantischen Regenbogen“ mit Versen von Zacharias Werner, de la Motte-Fouqué, Schelling, Sichte und Wegel; unter den Frauen der Romantik eine Karoline von Sünderode, Sophie Mereau, Bettina von Arnim und Luise Hensel.

Diese schöne Reihe, die eine weitere Fortführung verheißt, beschwört wirklich den unvergänglichen Feuerschein deutscher Lyrik; in jeglichem der Bändchen, die etwa 80 Seiten umfassen, brennt die Kerze mit dem Schimmer des besonderen dichterischen Wesens. Es sind die gleichen Kräfte: das stille Leuchten in den Versen Conrad Ferdinand Meyers, der Trost der Welt, den Eichendorffs Lieder singen, der Liebe Heimat in den Gedichten Mörikes, der schwere Klang der Stimmen über der Tiefe, die Theodor Storm den Winden anvertraute, das Glück des dankbaren Lebens, das jede Strophe Gottfried Kellers beglänzt, der Freiheit Morgenrot, das den stolzen Himmel unserer vaterländischen Lieder überstrahlt, die feste Burg der schönsten geistlichen Gesänge, das himmlische Feuer, auflodernd in den Hymnen Hölderlins — Strophen vom ewigen Beginnen, unendlichen Sehnen nach seliger Rückkehr, Anrufung von Stern und Blume, Geist und Kleid, das Suchen nach Ziel und Grund (um Dir die zum Teil glücklichen, manchmal etwas malerisch erdachten Buchtitel zu nennen), solche Kräfte der Klang gewordenen Sehnsucht nach dem Reinen wirken nach innen und dennoch in einer schwer erfassbaren Gemeinsamkeit aller Einsamkeiten. Das freundliche Licht aber, Lieber, mit dem wir die dunklen Anfechtungen der Einsamkeit überwinden dürfen, das nämliche überflutet auch den heiligen Zirkel der Gedanken, die Schiller versammelte, und mündet mit apollinischer Macht in Goethes Erlebnis vom Göttlichen.

Trost im Schmerz, Licht, Liebe und Gott — finden wir darin nicht die ewigen Themen lyrischer Aussage? Du wirst, Michael, diesen inneren Stromkreis tröstlicher Empfindungen kaum vertiefter spüren als beim

Genuß eines Bändchens, das ich bewußt nicht unter die anthologischen Erscheinungen und üblichen Gedichtsammlungen rechne; ich meine eines der stillen, in sich geschlossenen, den stärkenden Kräften der Seele dienenden Lied-Bücher⁵. „Herz, wag's auch du“ heißt nach Fontanes herrlichem Frühlingslied das schönste von ihnen. (Gene früheren wie „Freude mit Kindern“ oder „Trost bei Goethe“ kennst und liebst Du.) Ich habe bei diesem Bändchen das Gefühl, als stammten die Gedichtstrophen und Verseilen, so vieltimmig einstimmig ist ihr Klang, insgesamt aus dem Lebenswerk eines der großen Sänger unseres Volkes.

Wo liegt denn das Geheimnis des Gedichts, das unennbar packende, beschlossene? Darin vielleicht, das Unsagbare ahnen zu machen? In einer besonderen Gnade sicher! Nimm nur diesen zweizeiligen alten fränkischen Volksspruch, den ich in einem der köstlichen Inselbändchen⁶ fand, und bewundere das Zauberbild des musikalischen Klanges:

„Reben. Messgeläute. Main.
Bamberg: das ist Franken.“

Sieben Worte. Sieben Farben. Sieben Klänge. Dies mittelste Wort, unergleichlich ausgewogen an den Beginn der zweiten Zeile gestellt, ist wie tiefer Glockenklang: „Bam — berg“ (sprich seine beiden Silben langsam wie Musik, und Du rührst an die Glocke, welche diesen Zweizeiler zur dichterischen Hymne erhebt!).

Freund, was ließe sich über einen solchen Vers alles sagen — und doch, wie vieles bleibt trotzdem unsagbar! Mein silbesterlicher Brief, umfangreicher, als ich wollte, ist unvermutet zu einem ernstem Neujahrsgruß geworden. Vielleicht aber ist ein Tag wie dieser, der nach dem Rückblick auf das Vergangene, Versinkende uns nun auf das Kommende weist, der rechte Augenblick, um sich das Beständige, das Dauernde — den ewigen Schatz deutscher Lyrik im Herzen zu vergegenwärtigen. Was der Dichter und Lehrer Ernst Bertram in seiner Rede zu Klopstocks 200. Geburtstag auf diesen Ahnherrn aller großrhythmischen und großgeistigen Lyrik in unserer Sprache münzte: er sei das unüberhörbar mächtige Neujahrs-geläut aller hohen deutschen Dichtung seit ihm, das läßt sich gewiß übertragen auf alle lyrische Kunstäußerung in unserem Volk: sie wird, wo immer in der Welt Kräfte des Geistes sich messen, das unüberhörbar mächtige Neujahrs-geläut deutschen Menschentums sein.

Ich grüße Dich von Herzen...

Gerd Mialgaber

¹ „Hausbuch Deutscher Lyrik.“ Gesammelt von Ferdinand Avenarius. Verlag Georg D. W. Callwey, München. 7,50 RM.

² „Das erste und das zweite Buch der Ernte.“ Aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik, gesammelt von Will Vesper. Verlag Wilh. Langewiesche-Brandt, Ebenhausen bei München. 3,60 RM.

³ „Sprache der Liebenden.“ Liebesgedichte aus alter und neuer Zeit, ausgewählt von Hartfrid Voss. Verlag Langewiesche-Brandt, ebenda. 2 RM.

⁴ „Deutsche Gedichte.“ Ausgewählt von Katharina Rippenberg. Insel-Bücherei Nr. 512. Insel-Verlag, Leipzig. 0,80 RM.

⁵ „Deutsches Weihnachtbuch.“ Ausgewählt von Max Necke, 1914. Verlag Franz Schneider, Berlin. (Begriffen. Etwa 1,50 RM.)

⁶ „Deutsche Gedichte.“ Herausgegeben von der Deutschen Akademie München. Verlag R. Oldenbourg, München-Berlin. (36 Hefte.) 2 Bände je 6 RM. Einzelheft 0,40 RM.

⁷ „Aus dem ewigen Schatz deutscher Lyrik.“ (Auswahl zum Teil besorgt von Alfred Gerz.) Verlag Rütten & Loening, Potsdam. Es liegen 22 Bände vor: Goethe: „Das Göttliche.“ — Schiller: „Der heilige Zirkel.“ — Hölderlin: „Das himmlische Feuer.“ — Keller: „Danbares Leben.“ — Meyer: „Das stille Leuchten.“ — Eichendorff: „Trost der Welt.“ — Mörike: „Der Liebe Heimat.“ — Storm: „Stimmen über der Tiefe.“ — „Der Freiheit Morgenrot.“ — „Ein feste Burg.“ — „Der Sommersaden.“ — „Das Zauber-glas.“ — Lenau: „Der dunkle Strom.“ — Hebbel: „Ziel und Grund.“ — Droste-Hülshoff: „Das Spiegelbild.“ — „Selige Rückkehr.“ — Brentano: „Stern und Blume.“ — „Geist und Kleid.“ — „Das unendliche Sehnen.“ — „Wandel und Treue.“ — „Romantischer Regenbogen.“ — Herder: „Das ewige Beginnen.“ Je 1,20 RM.

⁸ „Herz, wag's auch du.“ Herausgegeben von Heinrich Lieck mit 5 farbigen Bildern. Verlag W. Scheuermann, Wien. 2,80 RM.

⁹ „Die deutschen Lande im Gedicht.“ Insel-Bücherei Nr. 553. Insel-Verlag, Leipzig. 0,80 RM.

Alte deutsche Neujahrswünsche.



Almanachleiste für das Jahr 1483

Gedruckt bei Peter Drader in Speyer.

Wie in der Antike, ist auch während des ganzen Mittelalters der Brauch des Glückwunsches anlässlich des Jahreswechsels lebendig gewesen. Mit der Erfindung des Buchdrucks und Holzschnitts scheint sich die Übung allgemein verbreitet zu haben, einander als Glückwunsch eine kleine bildliche Darstellung zu überfenden, die mit einem sinngemäßen Spruchband, einer Unter- oder Umschrift versehen war.

Die übliche Glückwunschformel lautete im 14. und 15. Jahrhundert: „Gott geb dir und uns Allen ein gut selig neu Jahr und nach diesem Leben das ewige Leben.“ Dem treuherzigen Wort entsprechen die schlichten, innigen Umrisse der Darstellung, die das religiöse Thema des Christkinds bevorzugt, gelegentlich aber auch weltliche Sinnbilder, ein segelbespanntes Schiff, Blumen, einen Brunnen, in den Vordergrund rückt. Wort und Bild schließen sich in diesen Jahrzehnten der deutschen Spätgotik zu einem von naiver Einfachheit und starker Ausdruckskraft getragenen Akkord zusammen.

Im 16. und 17. Jahrhundert werden die Glückwünsche redseliger. Ein Festspruch, den die „Frankfurter Postzeitung“ ihren Lesern für das Jahr 1624, also

Glückwünsche werden nun oft mit Kalendern verbunden. Das Barock bevorzugt plakartige, von schwungvollen Ornamenten belebte Neujahrblätter, die als Wandschmuck gedacht sind. Der Kupferstich verdrängt mehr und mehr den Holzschnitt, die mythologische und allegorische Darstellung das christliche Symbol. Man sieht eine Fortuna auf der Weltkugel, Grazien und Musen, Blumen, Kränze und Girlanden, Opferaltäre mit der Göttin der Freundschaft oder einem rosenfreuenden Amor.

Während aus der Romantik wenige Beispiele künstlerisch durchgestalteter Neujahrsglückwünsche bekannt sind, bringt das Biedermeier, das vormärzliche Wien, das Nürnberg der J. A. Klein, Geißler, Wolf und Ehrhard, das Berlin Hofemanns manches reizvolle, durch die lebenswürdige Art der Darstellung und den gefühlsfertigen Überschwang der Begleitworte gekennzeichnete Dokument.

Gegen Ende des Jahrhunderts, in den Blättern Adolf von Menzels, Albert Weltis und Wilhelm Buschs setzen sich zeichnerischer Realismus und satirischer Humor mehr und mehr durch.

Kurt Pfister.



Deutscher Neujahrsglückwunsch 1541.
Kupferstich „Fortuna“ von Hans Sebald Beham.

mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges, widmet, lautet: „Demnach das 1624. Jahr herannahet, so wünsch ich dem gutherzigen Leser durch das neugeborene Christkind ein ein fröhlich antretend und vielfolgender glücklich fried- und freudenreicher neuer Jahr, in welchem man Fried und Einigkeit im heil. röm. Reich und unter des Adlers Flügeln geruhig und friedlich wohnen und leben möge. Amen, Amen, Amen.“



Neujahrsglückwunsch 1440.
Zeichnung aus Bayern.



Neujahrsglückwunsch um 1466.
Deutscher Holzschnitt.

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortlich: Hauptschriftleiter W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel, Düsseldorf. — Schriftleitung und Geschäftsstelle: Düsseldorf, Reichsstraße 20. — Fernsprecher: Düsseldorf 102 31.